



# Bevölkerungsforschung Aktuell

Analysen und Informationen aus dem Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung

Ausgabe 3 • 2015  
36. Jahrgang

*Liebe Leserinnen und Leser,*

*auch wenn ein leichter Anstieg der Geburtenrate in den nächsten Jahren für möglich gehalten wird, kann davon ausgegangen werden, dass sich das Fertilitätsniveau in Deutschland weiterhin auf niedrigem Niveau bewegt.*

*Diese Situation besteht nun seit über 40 Jahren und es stellt sich für die Bevölkerungswissenschaft nach wie vor die Frage nach den Ursachen dieses langfristig stabilen Trends. Die quantitative Forschung hat in diesem Zusammenhang bisher vor allem die Infrastruktur und die sozioökonomischen Rahmenbedingungen untersucht, während die kulturelle Dimension erst in der letzten Zeit stärker in den Fokus gerückt ist.*

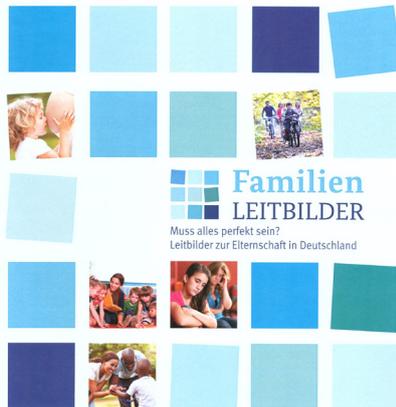
*Um zu verstehen, warum die Menschen in Deutschland die Option Elternschaft bislang zurückhaltend wählen, bedarf es vielmehr eines besseren Verständnisses des Zusammenspiels von Kultur, Infrastruktur und Ökonomie.*

*Das BiB hat daher für die Erforschung des kulturellen Einflusses den in den Sozialwissenschaften verwendeten Leitbildansatz gewählt, der als „missing link“ Aufklärung darüber geben soll, welche Vorstellungen und Leitbilder zum Familienleben existieren und wie sie beispielsweise auf den Kinderwunsch oder die Ausgestaltung der Elternschaft wirken.*

*Die Ergebnisse weisen darauf hin, dass die meisten Befragten Kinder wollen – nur bei der Umsetzung scheint es Faktoren zu geben, die eine Verwirklichung der Elternschaft verhindern. Um zu klären, welche das sind bzw. sein können, bietet der Ansatz wertvolle Hinweise, wie die Beiträge von Sabine Diabaté in dieser Ausgabe zeigen. Deutlich wird dabei, dass es letztlich ein komplexes Zusammenspiel von verschiedenen Faktoren gibt, die die Gestaltung des Familienlebens beeinflussen.*

Prof. Dr. Norbert F. Schneider,  
Direktor des BiB

## Mutterleitbilder heute: Zwischen Autonomie und Aufopferung



Die Vorstellungen, was unter einer „guten Mutter“ zu verstehen ist, haben eine lange historische Tradition und werden in allen Kulturen mit besonderen Eigenschaften verbunden. Neben der überlieferten Vorstellung von Fürsorglichkeit, Häuslichkeit und Fruchtbarkeit wird in der heutigen Zeit die Mutterrolle auch in der Medienlandschaft häufig thematisiert und damit ein öffentliches Mutterbild geprägt. Allerdings ist die Vorstellung, was denn eine „gute Mutter“ kennzeichnet, eine ganz und gar persönliche Frage. Zugleich ist sie aber auch eine

gesamtgesellschaftliche, von der sich die Einzelnen nur schwer lösen können und die sie mit einer gesellschaftlichen Erwartungshaltung konfrontiert. Daher sehen sich Frauen im Hinblick auf ihr Muttersein heute vielschichtigen Herausforderungen im Spannungsfeld zwischen gesellschaftlichen Leitbildern, persönlichen Wünschen und der Lebensrealität ausgesetzt. Der Beitrag zeigt auf der Grundlage des BiB-Projekts zu Familienleitbildern in Deutschland, welche Leitbilder der „guten Mutter“ in Deutschland existieren, wie vielschichtig sich diese entwickelt haben und wodurch sich eine „gute Mutter“ eigentlich auszeichnet. Die Ergebnisse verdeutlichen, dass die Merkmale einer „guten Mutter“ stark von den Vorstellungen beeinflusst zu sein scheinen, wie Mutterschaft in der Gesellschaft bewertet wird. ➔ Seite 2

## Keine Lust auf Familie? Leitbilder von bewusst kinderlosen Männern

Bei der Suche nach Ursachen für Kinderlosigkeit standen in der wissenschaftlichen Debatte lange Zeit die kinderlosen Frauen im Mittelpunkt. Hier wurden besonders Faktoren wie eine schwierige Vereinbarkeit von Familie und Beruf (vor allem in Westdeutschland) oder Autonomiebestrebungen der Frauen als Hauptgründe benannt. Doch wie steht es um die Situation der kinderlosen Männer? In Bezug auf diese Frage hat sich in den vergangenen Jahren in der Erforschung von Familienbildungsprozessen eine neue männerbezogene Perspektive entwickelt. Dabei steht vor allem die Frage im Fokus, was Männer leitet, keine Familie zu gründen. Der Beitrag widmet sich diesem Thema auf der Basis von repräsentativen Daten des Familienleitbildsurveys des BiB. Er zeigt, dass soziodemografische Merkmale wie Bildung und Einkommen nicht ausreichen, um Männer mit Kinderwunsch von Männern ohne Kinderwunsch deutlich abzugrenzen.

Das Leitbildkonzept liefert hierzu einen zusätzlichen Erklärungsbeitrag. So wird aus den Analysen der Studie deutlich, dass Männer ohne Kinderwunsch zumindest einen Teilausschnitt des „traditionellen Vaterleitbildes“ weniger stark verinnerlicht haben. ➔ Seite 9





Sabine Diabaté

## Mutterleitbilder heute: Zwischen Autonomie und Aufopferung<sup>1</sup>

**Was ist eigentlich heutzutage eine „gute“ Mutter? Die Assoziationen, wie sie idealweise sein soll, sind facettenreich: Das Leitbild einer „guten Mutter“ bewegt sich zwischen Mythos und Alltag, häufig haben Menschen ein konkretes Bild vor Augen: Dass sie beispielsweise besonders fürsorglich und aufopferungsvoll sein soll, für ihre Kinder kocht und für die Kinderbetreuung ihre Berufstätigkeit aufgibt. Mutterleitbilder haben eine lange Tradition, sie sind historisch gewachsen und in allen Kulturen mit besonderen Eigenschaften verbunden.**

Zumeist scheinen Frausein und Muttersein mit der Vorstellung von Fürsorglichkeit und Häuslichkeit eng verknüpft: In der griechischen Mythologie gibt es die Göttin Hestia, Hüterin des heiligen Feuers, d. h. Göttin von Heim und Herd. Hier spiegelt sich die (weit verbreitete) gesellschaftliche Zuschreibung der Hausarbeit als eine Tätigkeit, die „typischerweise“ Frauen erledigen. Neben der Fürsorglichkeit ist auch die Fruchtbarkeit Bestandteil der Definition von Weiblichkeit: In der Kunst z. B. werden Frauen häufig als Fruchtbarkeitsgöttinnen dargestellt, in einigen Kulturen erlangen Frauen durch die Mutterschaft ein höheres soziales Ansehen. Auch in politischen Ideologien wie im Mutterkult der Nazi-Zeit wird die Mutter in besonderer Weise hervorgehoben.

Jenseits dieser historischen Dimension ist die Mutterrolle in der heutigen Zeit auch in der Medienlandschaft stark präsent: Mütter werden besonders in der TV-Werbung vielfach als perfekt organisierte und attraktive Familienmanagerinnen inszeniert, gleichermaßen vielfach medial berichtet werden tagespolitische Debatten über

das Betreuungsgeld, die Wirkung des Elterngeldes oder über den Ausbau der Krippen- und Kindergartenplätze, die von den verschiedenen politischen Lagern zum Teil mit wertenden Kommentaren in die Bevölkerung hineingetragen werden. Die Frage, was eine „gute Mutter“ bedeutet, ist eine ganz und gar persönliche Frage. Jedoch ist sie, wie die erwähnten kulturhistorischen, politischen und medialen Beispiele zeigen, auch eine gesamtgesellschaftliche, von der sich jede/jeder Einzelne schwer lösen kann. Und daher sehen sich (werdende) Mütter, aber auch Frauen generell, ob mit oder ohne Kinderwunsch, im Kontext der gesellschaftlichen Definition von Frausein und Muttersein mit vielen Fragen und einer gesellschaftlichen Erwartungshaltung konfrontiert. Gesellschaftliche Leitbilder, persönliche Wünsche und die Rahmenbedingungen – die Lebensrealität, in denen Frauen mit oder ohne Kinder sich befinden – hängen zusammen und führen zu vielschichtigen Herausforderungen. Besonders deutlich wird dies durch die aktuelle Kontroverse in den Medien: Wenn Frauen ihre Mutterschaft bereuen, wie eine Studie aus Israel zeigte (Donath 2015), dann erzeugt dies weltweit Aufsehen und kontroverse Diskussionen (s. Twitter, #regrettingmotherhood). Kinder nicht nur als das pure Glück zu bezeichnen, das ist ein Tabubruch. Die Debatte um diese Studienergebnisse zeigt einmal mehr, wie tief das Konzept der fürsorgenden, sich aufopfernden Mutter kulturell und historisch verankert ist, nicht nur in Deutschland. Seine Zuspitzung findet dieses Mutterleitbild in dem Phänomen des „maternal-gate-keeping“<sup>2</sup>, bei der die Mutter kein (oder nur ungern) väterliches Engagement zulässt. Die beschriebenen Phänomene zeigen eindrücklich die beiden Pole – Autonomie und Aufopferung – mit denen sich Frauen auseinandersetzen müssen. Wie die genannten Aspekte miteinander wirken, soll nachfolgend erläutert werden.

### Leitbilder der Familie sind Normalitätsvorstellungen.

Jeder Mensch hat eine eigene Vorstellung davon, wie eine Familie im „Normalfall“ aussehen kann. „Normal“ ist zunächst das Selbstverständliche, Unhinterfragte, von dem ausgegangen wird, dass es meist oder immer der Fall und unter Umständen sogar unumgänglich sei. Und dementsprechend haben Menschen ein Bild im

<sup>1</sup> Der Text ist eine überarbeitete Fassung des 2014 bei der Bundeszentrale für politische Bildung erschienenen Beitrags der Autorin. Download unter: <http://www.bpb.de/politik/innenpolitik/familienpolitik/191689/muetter-heute>

<sup>2</sup> Häufig gibt es durch die Geburt des ersten Kindes eine Retraditionalisierung innerhalb der Partnerschaft. So wird der Mann oftmals zum alleinigen Ernährer oder Haupternährer, so dass sich die Machtverhältnisse in der Partnerschaft verschieben können. Um dieses Ungleichgewicht zu kompensieren, verstärken manche Frauen die typischen mütterlichen Aufgaben und verhindern die Partizipation des Vaters (Allen und Hawkins 1999). Die traditionell weiblichen Werte (die vielleicht vor der Geburt sogar abgelehnt wurden) wirken in solchen Fällen sinnstiftend für die Mutter. Die Mutterrolle dient dann zur eigenen Stabilisierung, aus dieser Neudefinition der weiblichen Identität wird eine elementare Einzigartigkeit abgeleitet, so kann auch ein geringes Selbstbewusstsein kompensiert werden (Kalicki 2003; Fthenakis und Minsel 2002).



Kopf, wie eine dazu gehörige Mutter idealerweise sein soll. Demnach gibt es ein individuelles Leitbild (Diabaté und Lück 2014; Giesel 2007), das als Orientierungspunkt für das eigene Verhalten dient. Was eine Mehrheit als „normal“, richtig und wichtig empfindet, bewerten manche als „anormal“, falsch und unwichtig. Geht man davon aus, dass bestimmte Familienleitbilder aber von vielen Menschen geteilt werden, könnte man auch von gesellschaftlichen Leitbildern sprechen. Solche Familienleitbilder entstehen im Laufe des Lebens durch Erziehung und Erfahrungen. Mutterleitbilder können je nach Kontext unterschiedlich aussehen: Ihre Beschaffenheit hängt von verschiedenen Ländern, Kulturen, sozialen Milieus oder bestimmten gesellschaftlichen Gruppen ab. Zudem sind sie nicht fixiert, sondern unterliegen einem gesellschaftlichen Wandel. Es ist jedoch anzunehmen, dass Wandel nur langsam geschieht und daher weit verbreitet Familienleitbilder über den Zeitverlauf recht stabil sind. Allerdings können Leitbilder von den Menschen auch neu definiert oder an die Rahmenbedingungen angepasst werden, so dass sich Leitbilder inhaltlich leicht verschieben, sich ausdifferenzieren oder auch alte, lang bestehende Familienleitbilder zugunsten von neuen an Bedeutung verlieren. Am Beispiel des Mutterleitbildes wird nachfolgend deutlich, dass es historisch äußerst stabile Elemente gibt, die seit vielen Jahrzehnten bestehen, jedoch auch (neuere) Elemente hinzugekommen sind, die das Mutterleitbild in den letzten sechzig Jahren vielschichtiger haben werden lassen.

### Wie soll Erwerbs- und Familienarbeit innerhalb der Familie verteilt werden?

Die Frage nach einer angemessenen Verteilung der beiden Bereiche von Erwerbs- und Familienarbeit bewegt sich zwischen zwei teilweise widerstreitenden Polen zwischen der Orientierung am Kindeswohl und dem am Elternwohl bzw. am Partnerschaftswohl und ist mit der Rollenverteilung in Partnerschaften verknüpft. Wer sich eigentlich um ein Kind kümmern soll, sei es Windeln wechseln oder die Unterstützung in schulischen Belangen, für den konkurrieren Prinzipien miteinander (Schneider, Diabaté und Lück 2014): Hier steht das Prinzip der Gleichberechtigung innerhalb der Partnerschaft (Erwerbs-, Haus- und Familienarbeit werden zwischen den Elternteilen gleich verteilt) dem Prinzip der „verantworteten Elternschaft“ (Kaufmann 1990) und dem „My-

thos Mutterliebe“ (Schütze 1986) gegenüber. Darunter wird verstanden, dass eine leibliche Mutter von Natur aus stärker mit ihrem Kind verbunden ist, als es der Vater sein kann. Diese Norm von Mutterschaft, dass Mütter die „wichtigeren“ Elternteile für die Kindesentwicklung wären, spiegelt sich auch im Bürgerlichen Gesetzbuch wider: „Mutter“ ist rechtlich gesehen ein biologischer Begriff, weil das Kind durch die Geburt eindeutig der Mutter zugeordnet werden kann. Eine Mutter hat von Geburt an das (alleinige) Sorgerecht für ihr Kind. Der Begriff „Vater“ hingegen ist nicht nur biologisch, er ist aus dem juristischen Verständnis in Deutschland ein sozial konstruierter: Der Vater eines Kindes ist nach § 1592 Nr. 1 BGB der Ehemann der Mutter, unabhängig davon, ob er auch der biologische Vater ist. Ohne bestehende Ehe muss die Vaterschaft anerkannt werden, entweder durch den Erzeuger selbst oder durch eine gerichtliche Feststellung. Erst dann kann bei nicht verheirateten Elternpaaren der biologische Vater auch gesetzlich als Vater anerkannt werden und damit das Sorgerecht erhalten. Ein weiterer Beleg für die besondere Rolle der Mütter für die Erziehungsarbeit ist, dass der überwiegende Anteil der Alleinerziehenden Frauen sind. Auch hier spiegelt sich die zentrale Rolle wider, die einer Mutter gesellschaftlich zugesprochen wird, und auch das Selbstverständnis von Müttern und Vätern, im Falle einer Trennung, den Lebensmittelpunkt der Kinder bei der Mutter zu belassen.

Neben dem Prinzip der Mutterliebe steht das Prinzip der „Verantworteten Elternschaft“, die beide Hand in Hand gehen: Damit verknüpft sind gesellschaftlich weit verbreitete Vorstellungen davon, wie Kindheit heutzutage idealerweise aussehen sollte. Dazu zählt das Aufwachsen in „optimalen und risikoarmen Lebensbedingungen“ (pädagogisch wertvolles Spielzeug, Platz zum Spielen, Natur etc.), mit gesunder Ernährung und frühzeitiger (elterlicher UND institutioneller) Förderung, um nur einige der Ansprüche zu nennen. Daraus wiederum leitet sich ein hohes Bedürfnis vieler (werdender) Eltern nach umfassender Information ab. Dies zeigt sich in den vielen Internetforen für Eltern, aber auch in der Fülle von Ratgeberliteratur. Diese Faktoren, die aus Sicht vieler Menschen zum Gelingen einer „glücklichen“ Kindheit beitragen sollen, stellen (werdende) Eltern vor eine große Herausforderung und erzeugen Druck, diesen Anforderungen gerecht zu werden. Das heißt, Eltern müssen, wenn das Kind da ist, bereit sein, sich komplett da-



rauf einzustellen bzw. sich aufzuopfern. Aus dieser Idee der „verantworteten Elternschaft“ resultiert wiederum die Entscheidung, sich die Aufgaben auch dementsprechend aufzuteilen und die Mutterschaft zu professionalisieren: Die Frau trägt in dem daraus abgeleiteten Mutterleitbild die Hauptverantwortung für die Kinderbetreuung, das dazu komplementär ergänzende Vaterleitbild besagt, dass der Vater der Mutter den Rücken finanziell freihalten sollte, damit sie sich ganz um die Kinder kümmern kann. Diese Vorstellung eines Familienleitbildes und diese Art der Aufgabenteilung war seit den 1950er Jahren in Deutschland weit verbreitet, ist heute aber nicht mehr das alleinige Familienleitbild: War beispielsweise das Mutterleitbild in den 1950ern in Deutschland mit klaren Aufgaben assoziiert, ist das gesellschaftliche Bild der „idealen Mutter“ oder einer „richtigen Familie“ heutzutage vielfältiger geworden. Sowohl auf individueller als auch auf gesellschaftlicher Ebene gibt es ein breites Spektrum an Familienmodellen und Lebensrealitäten, in denen Mutterschaft unterschiedlich gelebt wird, wie beispielsweise in einer sogenannten „Regenbogenfamilie“ mit gleichgeschlechtlichen Elternteilen (Gründler und Schiefer 2013, Rupp 2009). Insgesamt ist festzustellen, dass neben dem früher üblichen Modell der Alleinverdienerpartnerschaft heutzutage das Hinzuverdienermodell weit verbreitet ist. Dies bedeutet, dass die Mutter nach der Geburt Teilzeit arbeiten geht und ihren Erwerbsum-

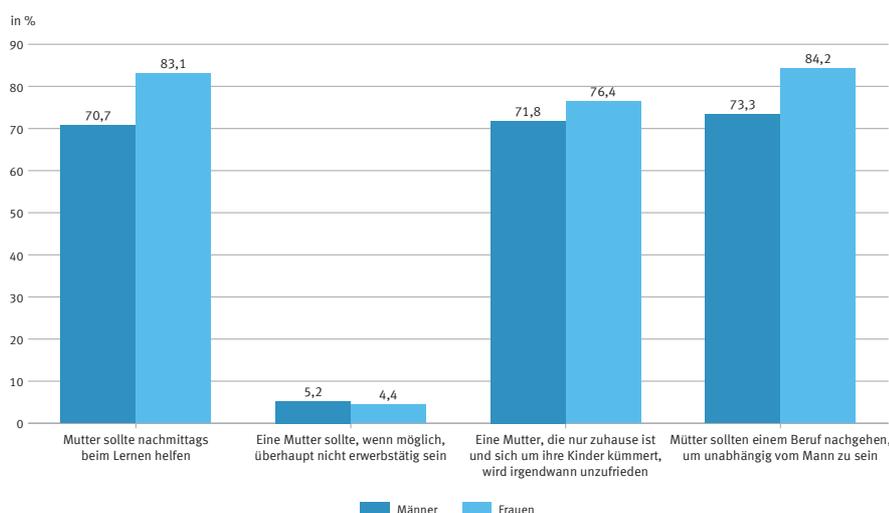
fang schrittweise an die Bedürfnisse des Kindes anpasst, damit sie ausreichend für ihr Kind da sein kann, so die Sicht derjenigen, die dieses Familienmodell favorisieren. Auch der Vater soll sich aus dieser Vorstellung heraus nun um das Kind kümmern, aber nur so, dass er noch in der Lage ist, für das Familieneinkommen zu sorgen. Dies zeigt sich auch empirisch in den Familienleitbildern:

In einer Studie zu „Familienleitbildern in Deutschland“ fällt auf, dass die Frauen im Gegensatz zu den Männern einerseits eine höhere Zustimmung (83 % vs. 71 %) aufweisen, dass Mütter nachmittags Zeit für ihre Kinder haben sollten, um ihnen beim Lernen zu helfen (vgl. Abb. 1). Andererseits stimmen die weiblichen Befragten jedoch häufiger als die männlichen Befragten den Aussagen zu, dass Mütter erwerbstätig sein sollten, um unabhängig vom Mann zu sein (84 % vs. 73 %) und dass Mütter, die nur zu Hause sind und sich um die Kinder kümmern, irgendwann unzufrieden werden (76 % vs. 72 %).

Insgesamt zeigen die Ergebnisse die verschiedenen Anforderungen innerhalb der gesellschaftlichen Debatte über „gute Mütter“: Eine ideale Mutter soll aus Sicht der jungen Erwachsenen nachmittags zu Hause, gleichzeitig aber auch erwerbstätig und unabhängig vom Mann sein. Hieraus könnte geschlossen werden, dass es mehrheitlich als optimal gesehen wird, wenn eine Mutter Teilzeit arbeitet und lediglich am Vormittag nicht zuhause ist.

Insgesamt lässt sich bei der Betrachtung des Mutterleitbildes feststellen, dass die beiden beschriebenen Grundprinzipien der Geschlechtergleichheit und der „Verantworteten Elternschaft“ miteinander konkurrieren und sie werden in der öffentlichen Debatte breit diskutiert. Dabei wird jedoch eine weitere Frage eher überlagert: Wie soll die Arbeit zwischen Eltern und der Gesellschaft verteilt werden? Einerseits werden dabei Lösungen gesucht bzw. angeboten (z. B. „Vätermonate“), um das familiäre Engagement der Väter zu ermöglichen bzw. zu stärken, also die Familienarbeit innerhalb von Elternpaaren gleich zu verteilen und

Abb. 1: Geschlechtsunterschiede: Bestandteile von persönlichen Leitbildern zur „guten Mutter“ (Zustimmung in %)



Datenquelle: Familienleitbilder 2012 (BiB), gewichtet  
 Repräsentative Umfrage unter 20- bis 39-jährigen in Deutschland  
 Zusammengefasste Zustimmung in %: "Stimme voll und ganz zu" oder "Stimme eher zu".



Mütter zu entlasten. Andererseits wird diskutiert, Eltern insgesamt von der Familienarbeit ein Stück weit zu entlasten, indem vermehrt in die Infrastruktur von Kinderbetreuung investiert wird.

### Mutterwerden: Zwischen Wunsch und Wirklichkeit

Die Aufgaben und Verantwortungsbereiche, die einer Mutter heute von Seiten der Gesellschaft zugeschrieben werden, sind breit gefächert. Frauen, die eine Familie gründen wollen oder bereits eine haben, sehen sich heute mit verschiedenen, teilweise miteinander konkurrierenden, Anforderungen konfrontiert. Wunsch und Wirklichkeit müssen irgendwie in Einklang gebracht werden: Frauen möchten sich vor der Familiengründung um ihre Ausbildung und ökonomische Absicherung kümmern, gleichzeitig eine für sie optimale Partnerwahl treffen und ein Arrangement mit Partner und Arbeitgeber finden, welches ihnen eine Vereinbarkeit von Familie und Beruf ermöglichen kann. Und das nicht nur wegen des Geldes, sondern auch aus dem Bedürfnis heraus, Erwerbsarbeit als Teil der Selbstverwirklichung und persönlichen Weiterentwicklung in das individuelle Lebensmodell zu integrieren, als Gegengewicht zum Privat- und Familienleben. Diese Aufgaben werden z. T. durch familienpolitische Maßnahmen (z. B. Kinder- und Elterngeld) unterstützt, die darauf abzielen, Eltern Wahlfreiheit zwischen verschiedenen Lebensmodellen zu ermöglichen. Jedoch wird vielfach diskutiert (siehe Gleichstellungsbericht; BMFSFJ 2012), dass die aktuellen familienpolitischen Maßnahmen zwar eine Vielzahl von mütterlichen Lebensentwürfen fördern, jedoch widersprüchliche Signale setzen und lediglich bestimmte Familienmodelle finanziell begünstigen (z. B. verheiratete Elternpaare zuungunsten unverheirateter Elternpaare). Beispielsweise wird einerseits verstärkt auf die Eigenverantwortlichkeit von Frauen und Müttern gesetzt, indem sie im Falle einer Trennung nur eine begrenzte Zeit Ansprüche auf nachehelichen Unterhalt haben. Andererseits wird durch gesellschaftliche Werthaltungen zur Mutterschaft, die sich in institutionellen Regelungen wie den bestehenden steuerrechtlichen Regelungen widerspiegeln, die Versorgung in besonderer Weise begünstigt. Da insbesondere in Westdeutschland (ähnlich in Südeuropa und Österreich) die ersten drei Lebensjahre der kindlichen Entwicklung als besonders wichtig erachtet werden, ist hier gesellschaftlich die Vorstellung weit verbreitet, dass ein Kind unter drei

Jahren leidet, wenn es nicht von der Mutter betreut wird (European Values Study 2008). Dementsprechend ist in diesem Lebensabschnitt Müttererwerbstätigkeit wenig akzeptiert. Neben diesem gesellschaftlichen Druck für Frauen, Kinder unter drei Jahren selbst zu betreuen, tragen familienpolitische Regelungen wie das Ehegattensplitting und die kostenlose Mitversicherung der (zumeist) Partnerinnen nach der Geburt eines Kindes häufig ebenfalls dazu bei, die Erwerbstätigkeit zu unterbrechen. Diese Unterbrechung kann die Erwerbsbiografie von Frauen nachhaltig und langfristig brüchig machen, nicht selten misslingt der Wiedereinstieg in den Beruf. Aufstiegschancen oder Jobsicherheit für Mütter werden erschwert, Rentenansprüche fallen geringer aus als bei Männern, so dass es insgesamt zu einem ökonomischen Ungleichgewicht in Partnerschaften kommen kann. Dies kann zur Unzufriedenheit für Mütter und Väter führen, da sie aufgrund ökonomischer und auch gesellschaftlicher Zwänge nicht die nötige Wahlfreiheit haben, ihr Leben so zu gestalten, wie sie es sich wünschen und wie sie es brauchen. Dies kann Partnerschaften konfliktbehaftet und auch instabil machen (Beck-Gernsheim 1992). Eine Trennung bzw. Scheidung birgt zusätzlich das Risiko von Altersarmut, besonders für Frauen. Vor diesem Hintergrund können Entscheidungen, die junge Frauen hinsichtlich ihrer Familien- und Berufsplanung treffen, weitreichende lebenslange Konsequenzen nach sich ziehen. Die Abwägung dieser Wünsche und auch Risiken stellt eine große Herausforderung dar, die Entscheidung für eine Mutterschaft ist also voraussetzungsvoll.

### Leitbild des idealen Timings: Wann ist der „richtige“ Zeitpunkt, Mutter zu werden?

Angesichts der weitreichenden Konsequenzen der früh im Leben getroffenen Entscheidungen ist es nicht verwunderlich, dass junge Frauen (und auch Männer) die Familiengründung zeitlich weiter nach hinten aufschieben, bis sie die für sie notwendig erscheinenden Voraussetzungen erfüllt haben. Man könnte von einem Leitbild des idealen Timings für Familiengründungsprozesse sprechen: Zu dieser Normalitätsvorstellung könnte beispielsweise gehören, dass eine junge Frau zunächst eine Ausbildung absolvieren sollte, dann einen „idealen Partner“ findet, mit diesem zusammenzieht und die Partnerschaft festigt. Beruflich erfolgt der Einstieg ins Erwerbsleben, dann die Etablierung im Job (im Idealfall mit einem



sicheren Arbeitsplatz), auf privater Ebene ggf. die Eheschließung und dann wird eine Familie gegründet.

In der Realität werden jedoch mittlerweile rund ein Drittel aller Kinder in nichtehelichen Lebensgemeinschaften geboren. Die Ergebnisse der Familienleitbildstudie (FLB 2012) zeigen außerdem, dass die Ehe heute kaum noch als Voraussetzung für die Familiengründung gesehen wird: Lediglich 10 % der Ostdeutschen und 18 % der Westdeutschen bejahen diese Forderung. Bei höher qualifizierten Frauen führen lange Ausbildungszeiten, Auslandsaufenthalte und das Streben nach einer gesicherten Stellung im Beruf auf einem eher unsicheren Arbeitsmarkt zu einer Verzögerung der Familiengründung oftmals in die Mitte oder auch das Ende des 4. Lebensjahrzehntes. Hinzu kommt der sogenannte „Mismatch“ auf dem Partnermarkt. Hier treffen hoch gebildete Single-Frauen auf Männer, deren Vorstellungen von Partnerschaft und Elternschaft nicht mit denen der Frauen kompatibel sind. Ergebnis vieler Studien zur Partnerwahl (Hassebrauck und Küpper 2002) besagen, dass Männer oftmals lieber Partnerschaften mit „statusniedrigeren“ Frauen eingehen, d. h. mit Frauen, die z. B. einen niedrigeren Bildungsstand haben als sie selbst oder weniger Ambitionen, sich beruflich zu verwirklichen. Auch deswegen kann oftmals besonders der Wunsch von höher qualifizierten oder beruflich stark eingebundenen Frauen nach einer (früheren) Familiengründung nicht realisiert werden.

Die Diskrepanz zwischen dem in den Befragungen genannten Idealalter für die Geburt des ersten Kindes und dem tatsächlichen Durchschnittsalter zeigt sich generell für alle Bildungsgruppen. Das geäußerte Idealalter liegt bei 27 Jahren (BiB 2012) und damit rund 2 Jahre unter dem von der amtlichen Statistik ausgewiesenen Durchschnittsalter von 29 Jahren bei der Geburt des ersten Kindes (im Jahr 2011). In vielen deutschen Großstädten ist eine Mutter bei der Geburt ihres ersten Kindes 35 Jahre alt und die Zahl der Erstgebärenden über 40 Jahre steigt. Innerhalb dieser Lebensphase geschehen berufliche und private Entwicklungen häufig parallel, in der sogenannten „Rushhour des Lebens“ (Bujard und Panova 2014), was zu hohen Belastungen bei Müttern und Vätern führt.

### Wodurch zeichnet sich eine „gute Mutter“ aus?

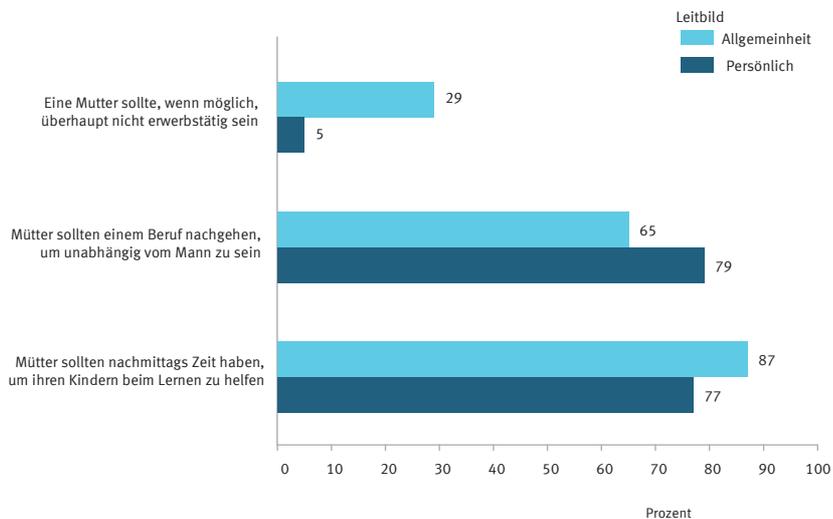
Viele Menschen haben eine konkrete Vorstellung, wie sich eine „gute Mutter“ normalerweise zu verhalten hat. Das jedoch, was die einen als „normal“ betrachten, lehnen andere wiederum ab: Während beispielsweise ein Teil der Bevölkerung eine Vollzeit-Erwerbstätigkeit von Müttern mit Kleinkindern selbstverständlich und auch positiv findet, bewerten es andere als Zumutung für die Mütter selbst und als schädlich für die Entwicklung des Kindes.

In der Studie „Familienleitbilder“ (FLB 2012, Gründer et al. 2013) werden Vorstellungen davon, wie ein normales Familienleben aussehen sollte, z. B. auch wie eine „gute Mutter“ idealerweise zu sein hat, von jungen Deutschen im Alter von 20 bis 39 Jahren untersucht. Besonders zum Leben in der Familie existieren solche konkreten Normalitätseinstellungen: Beispielsweise dass sich eine Mutter Gedanken über eine optimale Entwicklung und Förderung ihres Kindes machen sollte. Es geht dabei um eine gesellschaftliche Bewertung des Mutterleitbildes, die nichts damit zu tun hat, wer denn nun „wirklich eine gute Mutter“ ist oder nicht. Es geht vielmehr um eine abstrakte Vorstellung vom Ideal.

Unter anderem wurde in dieser Studie die Zustimmung zu der Aussage erfragt, ob Mütter nachmittags Zeit haben sollten, um ihren Kindern beim Lernen zu helfen. Es wurde sowohl nach der persönlichen Meinung der Befragten gefragt als auch danach, was die Allgemeinheit in Deutschland dazu denkt. Mit der „Allgemeinheit“ ist die vorherrschende Meinung in Deutschland gemeint, also was man im Alltag durch die Medien oder durch den Kontakt mit anderen Menschen besonders oft wahrnimmt. Eine große Mehrheit der Befragten stimmt dieser Aussage persönlich „eher“ oder sogar „voll und ganz“ zu (77 %). In der Gesellschaft nehmen die Befragten dies mit 87 % sehr deutlich wahr. Demnach gehört die regelmäßige Hausaufgabenbetreuung nach dem Mutterleitbild der Deutschen zu den selbstverständlichen mütterlichen Pflichten. Da dies allenfalls mit einer Teilzeitbeschäftigung vereinbar ist, entspricht der Befund dem Bild der Mutter als Hausfrau oder „Hinzuverdienerin“. Bestandteil dieses Mutterleitbildes ist die Sorge, eine ganztägige Erwerbstätigkeit von Müttern sei schädlich für die kindliche Entwicklung. Dem gegenüber steht aber auch eine starke Zustimmung für Müttererwerbstätigkeit (79 %),



Abb. 2: Persönliches und gesellschaftliches Leitbild der „guten Mutter“



Datenquelle: Familienleitbilder 2012 (BiB), gewichtet  
Repräsentative Umfrage unter 20- bis 39-Jährigen in Deutschland  
"Wie denken Sie persönlich...?" bzw. "Und was glauben Sie, denkt die Allgemeinheit...?"  
Zusammengefasste Zustimmung in %: "Stimme voll und ganz zu" oder "Stimme eher zu".

© BiB 2015

die auch etwas abgeschwächt in der Allgemeinheit wahrgenommen wird (65 %). Gleichzeitig jedoch sind rund ein Drittel der Befragten der Ansicht (29 %), dass die Allgemeinheit in Deutschland von Müttern erwartet, dass sie möglichst überhaupt nicht erwerbstätig sein sollten. Auf persönlicher Ebene stimmen dem lediglich 5 % zu.

### Herausforderung

Die Kluft zwischen Wunsch und Wirklichkeit für Mütter zu verringern, ist eine der zentralen Herausforderungen, nicht nur für die Sozial- und Familienpolitik sowie für die Gesellschaft und Arbeitswelt, sondern auch für Partnerschaften und natürlich für Frauen und Männer selbst. Und sie stellt Männer heutzutage vor die Frage, wie sie ihre (zukünftige) Vaterschaft gestalten möchten und wie die Familien- und Erwerbsarbeit innerhalb der Partnerschaft gerecht verteilt werden kann. Familienarbeit ist auch von Männern immer stärker gewünscht: 64 % der 20- bis 39-jährigen (FLB 2012) sind der Ansicht, dass Väter für ihre Kinder beruflich kürzer treten sollten. Junge Männer wünschen sich dies sogar signifikant häufiger als Frauen. Ein Teil der Lösung liegt daher sicherlich auch darin, wie sich das Selbstverständnis von Männern mit Kinderwunsch und Vätern entwickelt und wie sie ihr Bedürfnis nach aktiver Vaterschaft durchsetzen können. Und das nicht nur gegenüber den Interessen und Anfor-

derungen von Arbeitgebern und der Gesellschaft insgesamt, sondern auch gegenüber den Müttern. Hinzu kommt, dass durch die bessere Bezahlung von Männern im Vergleich zu Frauen (gender pay gap) eine Erwerbsunterbrechung für Väter häufig nicht möglich ist, weil das Einkommen der Mutter oftmals nicht zur finanziellen Absicherung der Familie reicht. Außerdem ist neben dem Kindeswohl auch eine Diskussion über die das Elternwohl (Mutter und Vater) gewinnbringend. Der Qualitätsanspruch an Eltern, in der Erziehung ihrer Kinder „alles richtig“ zu machen, führt zu einer Pädagogisierung und Hochstilisierung der elterlichen Rollen, besonders von Mutterschaft: Junge Frauen und Mütter sind heutzutage zwischen den tradierten und heutigen Vorstellungen hin- und hergerissen sind (Henry-Huthmacher 2008: 10), dabei ist es sozial wenig akzeptiert, auch die problematischen Seiten der Mutterschaft in der Öffentlichkeit zu thematisieren. Darüber hinaus scheint es ein weit verbreitetes Mutterleitbild zu geben, das aufgrund seiner Widersprüchlichkeit sowie Komplexität „überfrachtet“ und daher wenig alltagstauglich erscheint (Diabaté 2015).

Die zu Beginn gestellte Frage, wie eine „gute Mutter“ eigentlich sein soll, ist letztlich eine individuelle Frage. Jedoch scheint sie stark beeinflusst zu sein von den Vorstellungen, wie Mutterschaft in der Gesellschaft bewertet wird. Sie ist, so zeigt die Forschung, gesellschaftlich stark mit widersprüchlichen Vorstellungen und mit einer Idealisierung verbunden.

Es stellt sich daher die Frage, inwieweit der Staat bestimmte Modelle der Familie und damit auch der Mutterschaft fördern soll bzw. kann oder nicht. Und inwieweit Politik helfen kann den Druck auf Eltern, besonders auf Mütter, zu relativieren. Darüber hinaus ist überlegenswert, inwiefern die Gesellschaft durch ihre normativen Wertvorstellungen und Leitbilder zum Wohl von Familien, und damit einerseits zum Wohl von Kindern, andererseits aber auch von Müttern und Vätern, beitragen könnte. Denn letztlich sind Kindeswohl und Elternwohl schwer voneinander trennbar.



## Literatur

- Allen, Sarah M.; Hawkins, Alan J. (1999): Maternal gatekeeping: Mothers' beliefs and behaviors that inhibit greater father involvement in family work. In: *Journal of Marriage and the Family* 61: 199-212.
- Beck-Gernsheim, Elisabeth (1992): Arbeitsteilung, Selbstbild und Lebensentwurf. Neue Konfliktlagen in der Familie. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 44, 2: 273-291.
- Bujard, Martin; Panova, Ralina (2014): Rushhour des Lebens. In: Bundeszentrale für politische Bildung (Hrsg.): Dossier Familienpolitik. Online: <http://www.bpb.de/politik/innenpolitik/familienpolitik/197927/rushhour-des-lebens>.
- BiB (Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung), Familienleitbildstudie 2012. Link zur Studie: [www.bib-demografie.de/leitbild](http://www.bib-demografie.de/leitbild).
- BMFSFJ (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend) (Hrsg.) (2012): Neue Wege – Gleiche Chancen. Gleichstellung von Frauen und Männern im Lebensverlauf. Stellungnahme der Bundesregierung zum Gutachten der Sachverständigenkommission. Drucksache 17/6240. Stand: Dezember 2012, 3. Auflage.
- Diabaté, Sabine (2015): Mutterleitbilder: Spagat zwischen Autonomie und Aufopferung. In: Schneider, Norbert F.; Diabaté, Sabine; Ruckdeschel, Kerstin (Hrsg.): Familienleitbilder in Deutschland. Beiträge zur Bevölkerungswissenschaft, Band 48. Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich: 207-226.
- Diabaté, Sabine; Lück, Detlev (2014): Familienleitbilder. Identifikation und Wirkungsweise auf generatives Verhalten. In: *Zeitschrift für Familienforschung*. 26. Jahrgang 2014, Heft 1. Verlag Barbara Budrich.
- Donath, Orna (2015): Regretting Motherhood: A Sociopolitical Analysis. *Signs* Vol. 40, No. 2 (Winter 2015), pp. 343-367 Published by: The University of Chicago Press.
- European Value Survey (2008): <http://www.europeanvaluesstudy.eu/>.
- Fthenakis, Wassilios E.; Minsel, Beate (2002): Die Rolle des Vaters in der Familie. Stuttgart: Kohlhammer.
- Giesel, Katharina D. (2007): Leitbilder in den Sozialwissenschaften. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Gründler, Sabine; Dorbritz, Jürgen; Lück, Detlev; Naderi, Robert; Ruckdeschel, Kerstin; Schiefer, Katrin; Schneider, Norbert F. (2013): Familienleitbilder. Vorstellungen, Meinungen, Erwartungen. Wiesbaden: Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung.
- Gründler, Sabine; Schiefer, Katrin (2013): Familienleitbilder unter dem Regenbogen - Akzeptanz von Regenbogenfamilien in Deutschland. In: *Bevölkerungsforschung Aktuell* 34,4: 18-24.
- Hassebrauck, Manfred; Küpper, Beate (2002): Warum wir aufeinander fliegen – Die Gesetze der Partnerwahl. Reinbek: Rowohlt.
- Henry-Huthmacher, Christine (2008): Eltern unter Druck. Zusammenfassung der wichtigsten Ergebnisse der Studie. In: Merkle, Tanja; Wippermann, Carsten (2008): Eltern unter Druck. Selbstverständnisse, Befindlichkeiten und Bedürfnisse von Eltern in verschiedenen Lebenswelten. Eine sozial-wissenschaftliche Untersuchung von Sinus Sociovision GmbH im Auftrag der Konrad-Adenauer-Stiftung. Stuttgart: Lucius & Lucius: 1-25.
- Kaufmann, Franz-Xaver (1990): Zukunft der Familie. Stabilität, Stabilitätsrisiken und Wandel der familialen Lebensformen sowie ihre gesellschaftlichen und politischen Bedingungen. München: Beck.
- Kalicki, Bernhard (2003): Die Bedeutung subjektiver Elternschaftskonzepte für Erziehungsverhalten und elterliche Partnerschaft. Ein Überblick über neuere Forschungsergebnisse. *Zeitschrift für Pädagogik* 49, 4: 499-512.
- Lück, Detlev; Gründler, Sabine; Naderi, Robert; Dorbritz, Jürgen; Schiefer, Katrin; Ruckdeschel, Kerstin; Hiebel, Johannes; Wolfert, Sabine; Stadler, Manuela; Pupeter, Monika (2013): Familienleitbilder 2012. Methodenbericht zur Studie. BiB Working Paper 2/2013. Wiesbaden: Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung.
- Rupp, Marina (2009): Regenbogenfamilien. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte*. Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament, 41. Link: <http://www.bpb.de/apuz/31713/regenbogenfamilien?p=all>.
- Schneider, Norbert F., Diabaté, Sabine; Lück, Detlev (2014): Familienleitbilder in Deutschland. Ihre Wirkung auf Familiengründung und Familienentwicklung. In: Henry-Huthmacher, Christine (Hrsg.). Konrad-Adenauer-Stiftung e.V., Sankt Augustin/Berlin.
- Schütze, Yvonne (1986): Die gute Mutter. Zur Geschichte des normativen Musters „Mutterliebe“. Bielefeld: Kleine.



Sabine Diabaté (BiB); Sara Junck (Universität Stockholm); Esther Thiel (BiB)

## Keine Lust auf Familie? Leitbilder von bewusst kinderlosen Männern

Ein Haus bauen, ein Kind zeugen, einen Baum pflanzen – die berühmten drei Aufgaben, die ein Mann vermeintlich im Leben erledigen sollte – haben sich relativiert. Weder Wohneigentum mit eigenem Garten noch eine eigene Familie sind heutzutage noch entscheidend, um zu gesellschaftlichem Ansehen zu kommen. Kinderlosigkeit ist zu einer Normalität geworden. Wenngleich viele Menschen sich Familie wünschen, ist es mittlerweile auch weitestgehend sozial akzeptiert, aus verschiedenen Gründen (auch ungewollt) kinderlos zu bleiben. Kinderlose Männer in Deutschland – wer sind sie und was hat dazu geführt, dass sie keinen Kinderwunsch haben? Kinderlose Frauen waren bereits in vielzähligen Untersuchungen Forschungsgegenstand: Die schwierige Vereinbarkeit von Familie und Beruf insbesondere in den alten Bundesländern, aber auch Autonomiebestrebungen werden häufig als Ursachen für ihre Kinderlosigkeit benannt. Doch wie steht es um die Männer? In den vergangenen Jahren hat sich in der Erforschung von Familienentwicklungsprozessen eine neue männerbezogene Perspektive entwickelt, die mit den repräsentativen Daten des Familienleitbildsurveys weiterverfolgt werden soll. Die BiB-Studie gibt einen Einblick in die kulturellen Einstellungen zur Partnerschaft, Familiengründung und zum Kinderwunsch von jungen Männern in Deutschland.

### Einleitung

Kinderlosigkeit ist ein bedeutendes Thema für die Familien- und Bevölkerungsforschung in Deutschland, da sie eine Mitursache des niedrigen Geburtenniveaus ist (Dorbritz et al. 2015, Bujard und Lück 2015). Dabei blieben nicht nur Frauen, sondern auch Männer innerhalb der letzten 50 Jahre zu einem immer größeren Anteil kinderlos (Schmitt 2005, Klein 2003). Interessant ist das Phänomen der Kinderlosigkeit außerdem, weil es mit der steigenden Anzahl der Personen, die in dieser Form leben, an Normalität gewinnt und sich somit selbst untermauert. Je mehr Menschen kinderlos sind, desto eher wird jeder von ihnen im sozialen Umfeld akzeptiert. Dorbritz und Diabaté (2015) finden sowohl eine Akzeptanz von Kinderlosigkeit in großen Teilen der Bevölkerung Deutschlands als auch einen Zusammenhang des fehlenden Kinderwunsches mit der Kinderlosigkeit im so-

zialen Umfeld. Es wird konstatiert, dass Kinderlosigkeit in einem kleinen Teil der Gesellschaft zu einem Lebensmodell geworden ist (Eckhard 2014; Burkart 2007). Neben der Verbreitung müssen jedoch auch andere Faktoren und Einflüsse zur Entscheidung für ein kinderloses Leben beigetragen haben. Von Interesse ist, was Männer leitet, keine Familie zu gründen. Ist die gewünschte Kinderlosigkeit die Folge einer ungünstigen biografischen Entwicklung, so dass kinderlose Männer ihren Kinderwunsch aufgegeben haben, weil z. B. die passende Partnerin fehlt oder die beruflichen Umstände es erschweren. Oder ist es der Wunsch unabhängig und frei von Verpflichtungen zu bleiben? Sind es vielleicht eher ökonomische Kostenabwägungen, möglicherweise Zweifel an der eigenen Kompetenz als potentieller Vater? Denn die Anforderungen an die Vaterrolle sind vielfältiger geworden. Resultiert die gewünschte Kinderlosigkeit bei einigen Männern aus der Befürchtung, Beruf und Familie nicht angemessen vereinbaren zu können, weil sie sowohl Erzieher als auch (Haupt-)Ernährer sein wollen bzw. sollen?

### Theoretischer Hintergrund und Forschungsstand

Verschiedene Studien (z. B. Dorbritz et al. 2005, Helfferich et al. 2004, Fthenakis et al. 2002) zeigen, dass sich kinderlose Männer und Frauen mehrheitlich Kinder wünschen. Jedoch ist der Kinderwunsch bei Männern etwas geringer ausgeprägt und sie verfolgen ihn weniger entschlossen als Frauen (vgl. Überblick bei Rost 2007: 80f.). Etwa jeder fünfte Mann bleibt dauerhaft kinderlos. Nach dem 40. Lebensjahr verfestigt sich bei Männern der Abschied vom Kinderwunsch oder die Ablehnung gegenüber einer Familiengründung, eine Mehrheit begründet dies mit ihrem eigenen Alter oder dem der Partnerin (Helfferich et al. 2004).

Hinzu kommen längere Ausbildungszeiten und komplexere Übergangs- und Etablierungsphasen im Beruf, so dass die Familiengründung häufiger aufgeschoben wird und das Zeitfenster zur Realisierung des Kinderwunsches (v. a. durch das Alter der Partnerin) eng werden kann. Ein Teil der Forschung zu Kinderlosigkeit (z. B. Marbach und Tölke 2013, Schmitt 2005) widmet sich daher den Familiengründungsprozessen von Männern. Dabei wurde be-



reits festgestellt, dass sich kinderlose Männer soziodemografisch in vielerlei Hinsicht von kinderlosen Frauen unterscheiden, z. B. sind Akademiker seltener kinderlos. Der Einfluss soziodemografischer Merkmale und institutioneller Rahmenbedingungen ist nachgewiesen (Schmitt 2005, Kurz 2005), doch sie können die Entscheidung für oder gegen ein Kind nicht abschließend erklären.

Zudem sind die Faktoren zur Erklärung von Kinderlosigkeit bei Männern mit denen bei Frauen nicht deckungsgleich (Eckhard und Klein 2013, Überblick bei Konietzka und Kreyenfeld 2013). In Untersuchungen zum Wert von Kindern und Vaterschaftsmotiven wurde festgestellt, dass Männer je nach Beziehungs- und Einkommenssituation unterschiedlich starke immaterielle Werte mit Kindern verbinden (Eckhard und Klein 2013). Zudem schieben Männer Elternschaft häufiger auf als Frauen, weil sie öfter älter sind als ihre Partnerin, weil sie länger biologisch in der Lage sind, Vater zu werden und weil sie sich im Gegensatz zu Frauen vermehrt erst dann für eine Familiengründung entscheiden, wenn sie ökonomisch abgesichert sind (Schmitt 2004). Während bei Frauen vornehmlich Akademikerinnen eine Elternschaft ablehnen, sind es bei den Männern sowohl Hochschulabsolventen als auch Personen mit niedriger Bildung (Schmitt und Winkelmann 2005). Bildungshomogamie in der Partnerwahl liefert für die hohe Kinderlosigkeit unter Akademikern eine zusätzliche Erklärung, da die Opportunitätskosten besonders hoch sind, wenn beide Partner eine hohe Bildung haben (Van Bavel 2012). Für Personen und Paare mit niedriger Bildung trifft dies weniger zu, womit offen bleibt, warum diese Männer häufig kinderlos bleiben. Eine Ursache könnte darin liegen, dass Männer mit niedrigem Bildungsniveau auch häufiger partnerlos sind (Lengerer 2011). Weitere Studien belegen, dass Erfahrungen in der Herkunftsfamilie, wie das Aufwachsen als Einzelkind oder mit Geschwistern, Bedeutung für die eigene Familiengestaltung haben (Marbach und Tölke 2013). Darüber hinaus ist bekannt, dass kinderlose Männer noch häufiger als kinderlose Frauen in keiner festen oder langfristigen Beziehung leben, was auf ein spezifisches Bindungs- und Partnerschaftsverhalten schließen lassen könnte.

Einen zusätzlichen Erkenntnisgewinn bieten in diesem Kontext kulturelle Determinanten wie Vaterschaftsmotive (Von der Lippe 2005) und auch Veränderungen in den Rollenbildern. Traditierte Leitbilder von Mutterschaft und

Vaterschaft sind in Bewegung geraten und neue, egalitär orientierte Leitbilder sind aufgetaucht (Kassner 2014, Meuser 2009). Anhand der repräsentativen Familienleitbild-Studie (BiB 2012) stellt Lück (2015) fest, dass sowohl das Vaterleitbild des „Familienernährers“ als auch das des „aktiven Vaters“ in der Gesellschaft verbreitet ist. Ersteres wird vor allem für die Allgemeinheit wahrgenommen, während letzteres öfter von den Befragten persönlich verinnerlicht ist. Kinderlose Männer sind häufig Personen, die beide Leitbilder verinnerlicht haben, was Lück (2015) als „Selbstüberforderung“ interpretiert. Veränderte Väterleitbilder machen es nötig, dass Paare nach der Geburt ihres Kindes die Aufgabenteilung von Erwerbs- und Familienarbeit miteinander aushandeln. Daher betrifft aus ökonomischer Sicht das Vereinbarkeitsproblem von Familie und Beruf Männer ebenso wie Frauen (BMFSFJ 2005: 28). Dabei wiegt das Vereinbarkeitsproblem in Westdeutschland schwerer als in Ostdeutschland, weil die Betreuungsmöglichkeiten für Kinder und deren Akzeptanz in der Gesellschaft in den neuen Bundesländern höher ausgeprägt sind (Dorbritz und Ruckdeschel 2013). Da sich über viele Jahrzehnte das Bild des männlichen Familienernährers festgesetzt hat (Lück 2015, Tölke und Hank 2005), ist fraglich, inwiefern Individuen von der traditionellen Arbeitsteilung abrücken und inwiefern dies gesellschaftlich akzeptiert wird. Untersuchungen von Marbach und Tölke (2013) zeigen, dass insbesondere junge, hochgebildete Männer von traditionellen Familienbildern und Väterrollen abweichen und ein egalitäres Familienleben vorziehen. Die Autoren weisen jedoch auch darauf hin, dass sich die Arbeitsbedingungen dieser Männer meist am wenigsten mit einem solchen Familienleben vereinbaren lassen.

Der Forschungsstand zeigt, dass kulturelle Erklärungsansätze helfen, Kinderlosigkeit bei Männern noch besser zu verstehen. In diesem Beitrag wird der theoretische Ansatz der Familienleitbilder (Diabaté und Lück 2014) verwendet. Leitbilder werden nicht als vorgefertigtes Verhaltensmuster verstanden, sondern sind viel mehr Normalitätsvorstellungen, die Entscheidungen und Handlungen beeinflussen. Da sich auch Singles über das Elternwerden Gedanken machen und sich teilweise ganz bewusst für die Kinderlosigkeit entscheiden, ist das Konstrukt des Leitbildes für die vorliegende Fragestellung geeignet. Und weil jedes Individuum permanent mit den Leitbildern einer Gesellschaft konfrontiert ist und sei-



**Tab. 1: Soziodemografische Merkmale von kinderlosen Männern ohne Kinderwunsch und von Männern mit Kinderwunsch bzw. mit Kind(ern) (Anteile in Prozent)**

Merkmal	Ausprägung	Väter oder kinderlose Männer mit Kinderwunsch	Kinderlose Männer ohne Kinderwunsch
Insgesamt		89,5	10,5
Alter in Jahren (gruppiert)	30-39	48,7	47,7
	20-29	51,3	52,3
Geschwister	Geschwister	87,7***	76,7***
	Einzelkind	12,3***	23,3***
Formales Bildungsniveau <sup>a</sup>	Hoch	30,0	22,8*
	Mittel	63,3*	67,1*
	Niedrig	6,7*	10,1*
Zurechtkommen mit dem Einkommen	Gut	59,6	59,7
	Einigermaßen	32,3	32,6
	Schlecht	8,0	7,6
Wohnort Gebiet West- und Ostdeutschland (Berlin in Ostdeutschland)	Ostdeutschland (inkl. Berlin)	21,7	16,9
	Westdeutschland	78,3	83,1
Beziehungsstatus	Single	34,5***	59,5***
	Partnerschaft	65,5***	40,5***
davon <sup>b</sup>	In lokaler Partnerschaft	73,9***	57,3***
	In bilokaler Partnerschaft	26,1***	42,7***
Partner hat Kind aus früherer Beziehung	Kind	4,8	5,9
	Kein Kind	95,2	94,1
Familienstand	Geschieden, verheiratet/getrennt lebend, verwitwet	2,4***	1,7***
	verheiratet	29,7***	8,4***
	ledig	67,9***	89,9***
Migrationshintergrund <sup>c</sup>	MH	21,8	18,2
	Kein MH	78,2	81,8
Beschäftigungsstatus	In Ausbildung/ Vorruhestand/ Sonstiges	20,5	18,6
	Arbeitslos/-suchend	4,5	5,5
	Erwerbstätig	74,9	75,8
Subjektiv eingeschätzte Religiosität	(stark) religiös	15,2***	9,3***
	wenig/mittel religiös	46,7***	30,5***
	nicht religiös	38,1***	60,2***
Anzahl bisheriger Beziehungen (Mittelwerte)		Ø3,289	Ø3,73

Quelle: Familienleitbild-Studie 2012, gewichtete Daten, eigene Berechnung

Anmerkungen: \*\*\* p≤0,001; \*\* p≤0,01; \* p≤0,05 (Signifikanzen nach Chi<sup>2</sup>-Test); a. Bildungsniveau nach ISCED97, Klassifikation nach UNESCO (2002): Die Zuordnung erfolgt nach: Low (1-2), Medium (3A-4A), High (5B-6); b. Unterscheidung nur der Personen in einer Partnerschaft nach lokal und bilokal; c. Personen, die selbst eingewandert sind und/oder deren Elternteil(e) eingewandert sind bzw. Personen mit ausländischer Staatsbürgerschaft (zur Erfassung wurde das Geburtsland des Befragten, dessen Staatsangehörigkeit sowie das Geburtsland der Eltern und deren Staatsangehörigkeit hinzugezogen). Demnach sind in dieser Kategorie Personen mit Migrationshintergrund, zugewanderte Ausländer, in Deutschland geborene Ausländer, eingebürgerte Ausländer, Spätaussiedler und Personen mit zumindest einem Elternteil, der eines der genannten Merkmale erfüllt.



ne eigenen mit dieser teilt, wirken Leitbilder nicht nur in Entscheidungsmomenten, sondern beeinflussen auch die Vorstellungen über die eigene Zukunft. Das theoretische Konzept der Leitbilder, an dem diese Untersuchung ansetzt, umfasst unter anderem Vorstellungen über das „normale“ Verhalten und die Aufgaben von Familienmitgliedern. Daher sollen in diesem Beitrag zwei Fragen geklärt werden: 1. Gibt es sozialstrukturelle Differenzen zwischen Männern mit und Männern ohne Kinderwunsch – falls ja, inwiefern? Wie unterscheiden sich kinderlose Männer in ihren kulturellen Vorstellungen und Erwartungen an Elternschaft von Vätern oder Männern mit Kinderwunsch?

### Ergebnisse

Um den Forschungsfragen nachzugehen und über die bereits bekannten Merkmale kinderloser Männer hinaus weitere Gründe für die Entscheidung gegen Kinder aufzudecken, wurden Daten aus der Familienleitbild-Studie (FLB 2012) verwendet. In der bundesweiten, repräsentativen Telefonstudie wurden 5.000 Männer und Frauen im Alter von 20 bis 39 Jahren zu bestimmten Einstellungen und Vorstellungen rund um das Thema Elternschaft befragt. Außerdem wurden soziodemografische Merkmale der Befragten erfasst. Da nur Männer betrachtet werden, fließen 2.002 Interviews<sup>1</sup> in die Analyse ein. Einschränkung sei erwähnt, dass die reproduktive Phase der untersuchten Männer zum Zeitpunkt der Befragung noch nicht abgeschlossen ist. Jedoch ist auch die männliche Fertilität begrenzt, in der Regel durch das fünfzigste Lebensjahr. Statistisch betrachtet ist eine erstmalige Vaterschaft über Vierzig selten (Schmitt 2004). Zudem ist bekannt, dass kinderlose Männer in der Lebensspanne zwischen 45 und 54 Jahren zu rund zwei Drittel keine Kinder mehr wollen (ebd.).

### Sozialstrukturelle Unterschiede zwischen kinderlosen Männern ohne Kinderwunsch und Männern mit (realisiertem) Kinderwunsch

Soziodemografische Merkmale, die in dieser Untersuchung im Hinblick auf Kinderlosigkeit analysiert werden,

sind in Tabelle 1 in ihren Ausprägungen für Männer ohne Kinder(-wunsch) und für Männer mit Kinder(wunsch) dargestellt. Als kinderlos werden hier nur solche Männer definiert, die keine Kinder haben und auch in Zukunft keine Kinder haben möchten. Männer mit diesen Kriterien bilden eine Minderheit innerhalb der jüngeren männlichen Bevölkerung in Deutschland, in der Befragung stellten sie gerade mal ein Zehntel (N=230). Männer, die zwar bislang noch nicht Vater sind, jedoch einen Kinderwunsch äußern, werden mit den Vätern in eine Gruppe eingeordnet (N=1.772) und repräsentieren mit knapp 90 % einen Großteil der befragten Männer.<sup>2</sup>

Beim Vergleich hinsichtlich der sozialstrukturellen Variablen zeigen sich signifikante Unterschiede zwischen den beiden Gruppen: Kinderlose Männer sind signifikant häufiger ohne Geschwister aufgewachsen und haben zu einem höheren Anteil ein niedriges oder mittleres formales Bildungsniveau als Männer, die Kinder möchten oder haben. Dies stützt die Überlegung, dass Männer mit niedrigem oder mittlerem formalem Bildungsabschluss seltener als hochgebildete Männer in der Lage sind, ausreichend Geld zu verdienen, um die Familie (allein) ernähren zu können, so dass sie sich selbst seltener zutrauen, eine Familie zu gründen. Aus der Forschung ist bekannt, dass Erwerbstätigkeit und höhere Einkommen stark mit dem Kinderwunsch bei Männern assoziiert sind (Eckhard und Klein 2005). Außerdem ist der Anteil der Singles unter den Männern ohne Kinderwunsch um 25 Prozentpunkte höher als in ihrer Vergleichsgruppe. Hinsichtlich des Kinderwunsches unterscheiden sich männliche zudem von weiblichen Singles signifikant, weil partnerlose Frauen etwas häufiger einen Kinderwunsch haben. Kinderlose Männer in einer Partnerschaft leben deutlich häufiger in einer bilokalen Wohnsituation. Auch in ihrem Familienstand unterscheiden sich die beiden Gruppen signifikant. Väter und Männer mit Kinderwunsch sind häufiger verheiratet bzw. nicht mehr verheiratet oder getrennt lebend als Kinderlose. Sie beschreiben sich selbst häufiger als (eher) religiös als Kinderlose. Dies ist ein Beleg dafür, dass nicht nur soziodemografische Besonderheiten den Unterschied machen, sondern auch Wertvorstellungen.

### Gibt es Leitbild-bedingte Unterschiede?

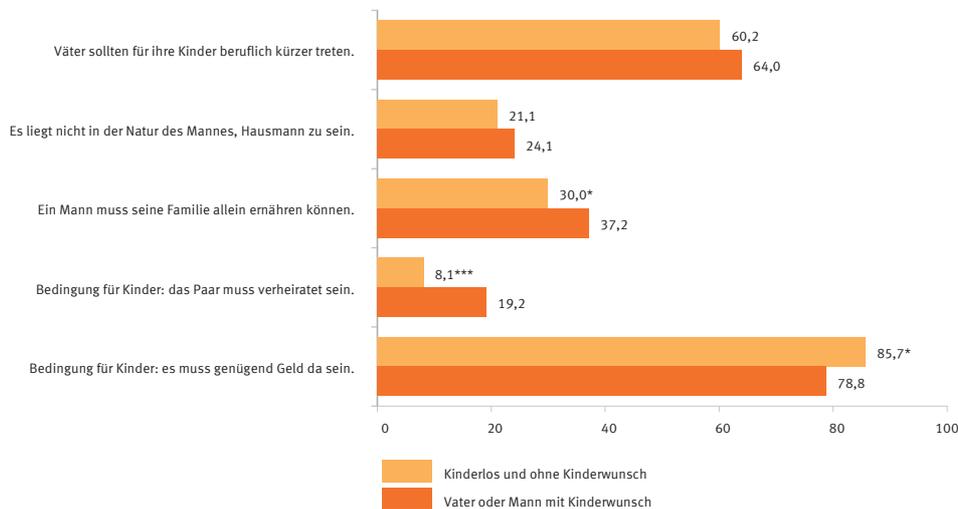
In einem weiteren Schritt soll geprüft werden, ob sich die beiden Männergruppen hinsichtlich ihrer kulturellen

<sup>1</sup> Von den 5.000 Befragten waren 2.232 Männer. Ausfälle entstanden durch Personen, die auf Fragen keine Antwort wussten, die die Antwort verweigerten oder die die Frage nicht verstanden hatten. Es fanden dadurch keine Verzerrungen statt.

<sup>2</sup> Männer ohne Kinder aber mit Kinderwunsch: N=1.134



Abb. 1: Persönliche Idealvorstellungen zur Vaterschaft und Voraussetzungen für Elternschaft von kinderlosen Männern ohne Kinderwunsch und von Männern mit Kinderwunsch bzw. mit Kind(ern) (Zustimmung in Prozent)



Quelle: Familienleitbild-Studie 2012, gewichtete Daten, eigene Berechnung

Anm.: Signifikanzniveau nach Chi<sup>2</sup>-Test: \*p<=0,05 signifikant, \*\*p<=0,01 hoch signifikant, \*\*\*p<=0,001 höchst signifikant

© BiB 2015

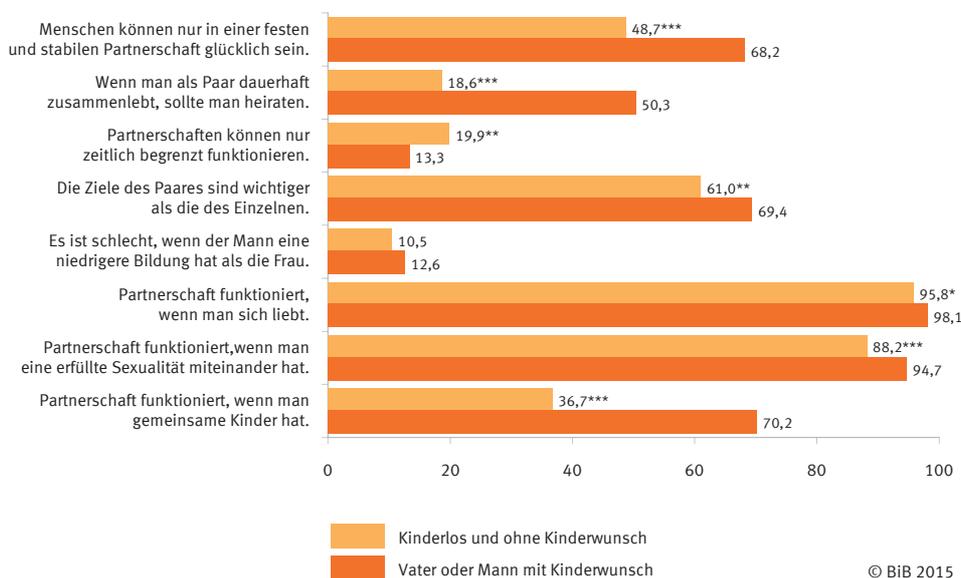
Leitbilder unterscheiden. Dafür wurden zunächst Vorstellungen zur Vaterrolle und Voraussetzungen zur Familiengründung in den Blick genommen. Um Leitbilder zu erfassen, wurden den Teilnehmern der Studie verschiedene Aussagen über das Familienleben vorgegeben. Da Leitbilder eine Vielzahl von Vorstellungen wiedergeben, kann hier nicht unmittelbar von Leitbildern, sondern vielmehr von einzelnen Leitbilddimensionen gesprochen werden, die Bestandteile eines bestimmten Leitbildes sind. Zu den Aussagen haben die Befragten angegeben, inwiefern sie zustimmen. Die Zustimmung wurde jeweils auf einer Skala von („Stimme...“) „voll und ganz zu“, „eher zu“, „eher nicht“ bis „überhaupt nicht zu“ erfasst. Für Abbildung 1 wurden die Variablen dichotomisiert, d. h. in zwei Ausprägungen mit tendenzieller Zustimmung und Ablehnung aufgeteilt. Wird das Zustimmungsverhalten der Männer mit und ohne Kinder(wunsch) gegenübergestellt, so zeigt sich kein Unterschied in der Zustimmungstendenz (vgl. Abb. 1). Das Ausmaß der Zustimmung differiert jedoch bei einzelnen Aussagen leicht zwischen den beiden Gruppen. Signifikant mehr Väter stimmen der Aussage „Ein Mann muss seine Familie allein ernähren können.“ zu. Auch in den Voraussetzungen für eine Elternschaft unterscheiden sich die beiden Gruppen signi-

fikant: Während Männer mit Kindern oder Kinderwunsch häufiger eine Ehe als wichtig empfinden als Kinderlose, schätzen Letztere die finanzielle Absicherung höher ein als Väter und Männer mit Kinderwunsch (vgl. auch Bertelsmann Stiftung 2008). Des Weiteren wurden die Männer befragt, was sie glauben, inwiefern die Allgemeinheit in Deutschland den drei Aussagen zur Vaterrolle zustimmen würde. Hier lässt sich lediglich ein signifikanter Unterschied zwischen beiden Männergruppen feststellen: Mit 81,2 % sehen kinderlose Männer ohne Kinderwunsch häufiger das Leitbild des Familienernährers innerhalb der Gesellschaft als präsent als dies Männer mit (realisiertem) Kinderwunsch wahrnehmen (75,1 %).

Außerdem ist es möglich, dass sich die Ansichten zur Partnerschaft der Männer ohne Kinder(wunsch) von denen mit Kindern unterscheiden. Auch hier wurden die Antwortmöglichkeiten für Abbildung 2 dichotomisiert. Zum Teil zeigen sich hierbei deutliche und hoch signifikante Unterschiede. So geben gut zwei Drittel der Väter an, dass „Menschen nur in einer festen und stabilen Partnerschaft glücklich sein“ können und etwa die Hälfte ist der Meinung, dass dauerhaftes Zusammenleben durch eine Heirat institutionalisiert werden soll. Bei den kinderlosen Männern ohne Kinderwunsch sind das jeweils deutlich weniger. Des Weiteren sehen mehr kinderlose Männer Partnerschaften als zeitlich begrenzt an als Väter und stimmen mit rund acht Prozentpunkten weniger der Aussage zu, dass die Ziele des Paares wichtiger seien als die des Einzelnen. Die Bedeutung der Sexualität in einer Partnerschaft sehen etwas mehr Väter als wichtiger an als Männer ohne Kinderwunsch. Bei den Voraussetzungen, wann eine Partnerschaft funktioniert, stimmen fast doppelt so viele Väter der Aussage „Eine Partnerschaft funktioniert, wenn man eigene Kinder hat.“ zu als kinderlose Männer.



Abb. 2: Persönliche Vorstellungen zur Partnerschaft von kinderlosen Männern ohne Kinderwunsch und von Männern mit Kinderwunsch bzw. mit Kind(ern) auf individueller Ebene (in Prozent)



Quelle: Familienleitbild-Studie 2012, gewichtete Daten, eigene Berechnung

Anm.: Signifikanzniveau nach Chi<sup>2</sup>-Test: \*p<=0,05 signifikant, \*\*p<=0,01 hoch signifikant, \*\*\*p<=0,001 höchst signifikant

### Zusammenfassung

Im Mittelpunkt stand die Frage, ob sich kinderlose Männer ohne Kinderwunsch signifikant von anderen Männern, d. h. solchen mit Kinderwunsch und bzw. oder mit Kind(ern) unterscheiden: Leben kinderlose junge Männer aus einstellungsbezogenen Gründen lieber ohne Nachwuchs oder eher, weil sie z. B. ein geringeres Einkommen haben? Die Ergebnisse zu den sozialstrukturellen Besonderheiten kinderloser Männer gleichen denen vorangegangener Studien. Dabei wird z. B. ein Sozialisierungseffekt der Herkunftsfamilie sichtbar. Männer, die mit Geschwistern aufgewachsen sind, haben im Erwachsenenalter häufiger einen (realisierten) Kinderwunsch. Der Mehrwert der Leitbildstudie liegt darin, dass nun kulturelle Unterschiede deutlicher aufscheinen. Der Beitrag zeigt, dass soziodemografische Merkmale z. B. Bildung und Einkommen nicht ausreichen, um Männer mit Kinderwunsch von Männern ohne Kinderwunsch deutlich abzugrenzen. Die signifikanten Ergebnisse zu den Vorstellungen von Vaterschaft und Partnerschaft sowie dem, was Männer als wichtige Voraussetzung für die Elternschaft empfinden, veranschaulichen den Zusammenhang von kulturellen Normalitätsvorstellungen und der Entscheidung für oder gegen Kinder. Damit leisten Leit-

bilder einen zusätzlichen Erklärungsbeitrag für die Kinderlosigkeit bei Männern. Männer ohne Kinderwunsch haben zumindest einen Teilausschnitt des „traditionellen Vaterleitbildes“ weniger stark verinnerlicht und sie sehen sich selbst etwas weniger stark als Familienernährer als Männer, die sich ein Kind wünschen bzw. ein Kind haben. Dass gewünscht kinderlose Männer die Ehe als Voraussetzung für die Familiengründung tendenziell ablehnen, sich für weniger religiös einschätzen und größere Autonomiebestrebungen vertreten, unterstützt die These, dass es sich hier um weniger familienorientierte Männer handelt. Auch sehen

kinderlose Männer Partnerschaften etwas seltener als etwas Beständiges an, und sie gehen viel häufiger davon aus, dass eine Partnerschaft auch ohne Kinder gut funktioniert. Insgesamt wirkt das Partnerschaftsleitbild der kinderlosen Männer ohne Kinderwunsch etwas individualistischer und weniger tradiert, die Familiengründung erscheint vor allem für Paare als sinnstiftend. Kinderlose Männer sind vermutlich etwas seltener als solche mit Kinderwunsch an stabilen und dauerhaften Partnerschaften interessiert. Denn Kinder bedeuten ein hohes Maß an Bindung zwischen den Partnern und sie werden vermutlich von den Männern ohne Kinderwunsch für den eigenen Lebensstil und die Autonomie stärker als einschränkend wahrgenommen. Dass Männer ohne Kinderwunsch Geld häufiger als eine Bedingung für ein Kind bewerten und sogar in der Gesellschaft stärker das Familienernährer-Leitbild als gültig sehen, deutet zudem auf einen höheren, unterbewusst wahrgenommenen Erwartungsdruck innerhalb der Gesellschaft hin.

### Ausblick

Inwiefern gewünscht kinderlose Männer eine selektive Gruppe darstellen und welche Faktoren neben den ge-



nannten dazu führen, dass sie sich signifikant von anderen unterscheiden, müssen weitere Analysen zeigen. In diesem Kontext könnte untersucht werden, welche Rolle gerade für kinderlose Männer die Wahrnehmung des gesellschaftlichen Leitbildes des Familienernährers spielt. Denn auch wenn heute in der untersuchten Generation egalitär-partnerschaftlich orientierte Vorstellungen überwiegen, wird parallel wahrgenommen, dass die Mehrheit der Gesellschaft in Deutschland das Leitbild des „Familienernährers“ vertritt. Vielleicht kapitulieren einige junge Männer angesichts der komplexen Anforderungen an sie selbst als potentielle Väter oder sie stellen sich bewusst gegen die gesellschaftliche Erwartungshaltung. Um dieser These nachzugehen, bedarf es jedoch weiterer, multivariater Analysen, um auch Aussagen über Kausalzusammenhänge treffen zu können. Zudem wäre es dabei interessant, mittels einer Wiederholungsbefragung zu klären, inwieweit kinderlose Männer ihren vorhandenen Kinderwunsch umgesetzt haben und was hierbei u. U. die Barrieren waren oder unter welchen Bedingungen einige Männer ohne Kinderwunsch im Lebensverlauf vielleicht doch einen Kinderwunsch entwickelt haben. Familienpolitisch stellt sich schließlich die Frage, wie jungen Männern der sozial wahrgenommene Druck und die Verunsicherung genommen werden können. Neben ökonomischen Anreizen gibt es offenbar auch die Notwendigkeit, ein vatersensibleres Klima (nicht nur in der Arbeitswelt) zu schaffen, denn auch wenn alte tradierte Leitbilder von Männlichkeit und Vatersein vielerorts aufgebrochen wurden, haben sich die neuen noch nicht vollständig etabliert.

#### Literatur

- Bertelsmann Stiftung (Hrsg.) (2008): Null Bock auf Familie? Der schwierige Weg junger Männer in die Partnerschaft, Gütersloh.
- BiB (Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung) (2012): Studie Familienleitbilder in Deutschland. Online: [www.bib-demografie.de/leitbild](http://www.bib-demografie.de/leitbild).
- BMFSFJ (2005): Monitor Familiendemographie, Ausgabe Nr.3 Väter und Vaterleitbilder in Deutschland. September 2005.
- Bujard, Martin; Lück, Detlev (2015): Kinderlosigkeit und Kinderreichtum: Zwei Phänomene und ihre unterschiedlichen theoretischen Erklärungen. BiB Working Paper 1/2015. Wiesbaden: Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung.
- Burkart, Günter S. (2007): Eine Kultur des Zweifels: Kinderlosigkeit und die Zukunft der Familie. In: Konietzka, Dirk; Kreyenfeld, Michaela (Hrsg.): Ein Leben ohne Kinder. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften: 401-420.
- Diabaté, Sabine; Lück, Detlev (2014): Familienleitbilder – Identifikation und Wirkungsweise auf generatives Verhalten. In: Zeitschrift für Familienforschung 26: 1, 49-69.
- Dorbritz, Jürgen; Lengerer, Andrea; Ruckdeschel, Kerstin (2005): Einstellungen zu demographischen Trends und zu bevölkerungsrelevanten Politiken. Wiesbaden: Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung.
- Dorbritz, Jürgen; Panova, Ralina; Passet-Wittig, Jasmin (2015): Gewollt oder ungewollt? Der Forschungsstand zu Kinderlosigkeit. BiB-Working Paper 2/2015. Wiesbaden: Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung.
- Dorbritz, Jürgen; Diabaté, Sabine (2015): Leitbild Kinderlosigkeit? In: Schneider, Norbert; Diabaté, Sabine; Ruckdeschel, Kerstin (Hrsg.): Familienleitbilder in Deutschland. Kulturelle Vorstellungen zur Partnerschaft, Elternschaft und Familienleben. Beiträge zur Bevölkerungswissenschaft des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung, Band 48, Budrich Verlag.
- Dorbritz, Jürgen; Ruckdeschel, Kerstin (2013): Kinderlosigkeit – differenzierte Analysen und europäische Vergleiche. In: Konietzka, Dirk; Kreyenfeld, Michaela (Hrsg.): Ein Leben ohne Kinder: Ausmaß, Strukturen und Ursachen von Kinderlosigkeit, 2. Auflage. Wiesbaden: Springer VS: 253-280.
- Eckhard, Jan (2014): Theoretische Erklärungen der zunehmenden Kinderlosigkeit – Divergierende Ansätze und das Integrationspotenzial der Frame-Selektionstheorie. Comparative Population Studies Jg. 39, 1: 23-48.
- Eckhard, Jan; Klein, Thomas (2005): Kinderwunsch, Kinderzahl und Kinderlosigkeit von Männern. Eine Sonderauswertung des Familiensurvey, Heidelberg.
- Eckhard, Jan; Klein, Thomas (2013): Die Motivation zur Elternschaft. Unterschiede zwischen Männern und Frauen. In: Konietzka, Dirk; Kreyenfeld, Michaela (Hrsg.): Ein Leben ohne Kinder: Ausmaß, Strukturen und Ursachen von Kinderlosigkeit, 2. Auflage. Wiesbaden: Springer VS: 311-330.
- Fthenakis, Wassilios E.; Kalicki, Bernhard; Peitz, Gabriele (2002): Paare werden Eltern. Die Ergebnisse der LBS-Familien-Studie. Opladen: Leske und Budrich.



- Helfferrich, Cornelia; Klindworth, Heike; Wunderlich, Holger (2004): Männer leben – Eine Studie zu Lebensläufen und Familienplanung, Basisbericht. Köln: BZgA.
- Kassner, Karsten (2014): Väter heute: Leitbilder, Lebensrealitäten und Wünsche. Bundeszentrale für politische Bildung. Dossier Familienpolitik. Online verfügbar unter: <http://www.bpb.de/politik/innenpolitik/familienpolitik/185323/vaeter-heute?p=0>.
- Klein, Thomas (2003): Die Geburt von Kindern in paarbezogener Perspektive. In: Zeitschrift für Soziologie, 32 (6): 506-527.
- Konietzka, Dirk; Kreyenfeld, Michaela (2013): Ein Leben ohne Kinder. Ausmaß, Strukturen und Ursachen von Kinderlosigkeit. 2. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Kurz, Karin (2005): Familiengründung von Männern im Partnerschaftskontext. In: Tölke, Angelika; Hank, Karsten (Hrsg.): Männer – Das „vernachlässigte“ Geschlecht in der Familienforschung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften: 178-197.
- Lengerer, Andrea (2011): Partnerlosigkeit in Deutschland. Entwicklung und soziale Unterschiede. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Lück, Detlev (2015): Ernährer oder Erzieher? Vaterleitbilder im Widerstreit. In: Schneider, Norbert; Diabaté, Sabine; Ruckdeschel, Kerstin (Hrsg.): Familienleitbilder in Deutschland. Kulturelle Vorstellungen zur Partnerschaft, Elternschaft und Familienleben. Beiträge zur Bevölkerungswissenschaft des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung, Band 48, Budrich Verlag.
- Marbach, Jan H.; Tölke, Angelika (2013): Frauen, Männer und Familie. Lebensorientierung, Kinderwunsch und Vaterrolle. In: Konietzka, Dirk & Kreyenfeld, Michaela (Hrsg.): Ein Leben ohne Kinder: Ausmaß, Strukturen und Ursachen von Kinderlosigkeit, 2. Auflage. Wiesbaden: Springer VS: 281–310.
- Meuser, Michael (2009): Vaterschaft und Männlichkeit. (Neue) Väterlichkeit in geschlechtersoziologischer Perspektive. In: Jurczyk, Karin; Lange, Andreas (Hg.): Vaterwerden und Vatersein heute. Neue Wege – neue Chancen!, Gütersloh: 79-93.
- Rost, Harald (2007): Der Kinderwunsch von Männern und ihr Alter beim Übergang zur Vaterschaft. In: Mühling, Tanja; Rost, Harald (Hrsg.): Väter im Blickpunkt. Perspektiven der Familienforschung, Opladen & Farmington Hills: 77-96.
- Schmitt, Christian (2005): Kinderlosigkeit bei Männern – Geschlechtsspezifische Determinanten ausbleibender Elternschaft. In: Tölke, Angelika; Hank, Karsten (Hrsg.): Männer – Das „vernachlässigte“ Geschlecht in der Familienforschung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften: 18-43.
- Schmitt, Christian; Winkelmann, Ulrike (2005): Wer bleibt kinderlos? Sozialstrukturelle Daten zur Kinderlosigkeit von Frauen und Männern. DIW-Diskussionspapiere, No.473.
- Schmitt, Christian (2004): Kinderlose Männer in Deutschland – Eine sozialstrukturelle Bestimmung auf Basis des Sozio-oekonomischen Panels (SOEP). DIW-Materialien Nr. 34, Berlin.
- Tölke, Angelika; Hank, Karsten (2005): Männer – Das „vernachlässigte“ Geschlecht in der Familienforschung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Van Bavel, Jan (2012): The reversal of gender inequality in education, union formation and fertility in Europe. Vienna Yearbook of Population Research 2012 (Vol. 10): 127-154.
- Von der Lippe, Holger (2005): Dimensionen und Determinanten des Kinderwunsches von Männern in Ostdeutschland in den 1990er Jahren: Ergebnisse einer problemzentrierten Interviewstudie mit 30-jährigen Kinderlosen aus Rostock. In: Tölke, Angelika; Hank, Karsten (Hrsg.): Männer – Das „vernachlässigte“ Geschlecht in der Familienforschung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften: 44-70.



## Nachgefragt: Familienleitbilder heute

Prof. Dr. Norbert F. Schneider und Dr. Sabine Diabaté äußern sich im Interview zu den Zielen der Leitbildforschung sowie der Aussagekraft von Familienleitbildern.

*Prof. Schneider, Sie haben das Forschungsprojekt vor fünf Jahren ins Leben gerufen. Wie entstand die Idee, das sozialwissenschaftliche Konzept der Leitbilder für die Familienforschung anzuwenden?*

Unser Ausgangspunkt war die Frage, warum es der demografischen Forschung nur unzureichend gelingt, das Geburtengeschehen zu erklären. Bisherige Ansätze, die sich mit sozioökonomischen und infrastrukturellen Aspekten befasst haben, lieferten nur sehr begrenzte Beiträge zur Erklärung. Es fehlte bisher eine wissenschaftliche Perspektive, die den Zusammenhang zwischen der Vielschichtigkeit des Familienlebens, die damit verbundenen Vorstellungen und Erwartungen sowie daraus resultierende Verhaltensweisen und Entscheidungen zusammenführt. Für die Erforschung dieser Zusammenhänge bietet unserer Meinung nach das Leitbildkonzept die besten wissenschaftstheoretischen Voraussetzungen.

*Welchen Nutzen hat das Konzept für die Forschung im Vergleich zu bisherigen Ansätzen?*

Die Grundlage des Leitbildkonzepts ist die Überlegung, dass gesellschaftliche Leitvorstellungen – hier über Familie und Elternschaft – existieren, die in öffentlichen Diskursen, den Medien, im Alltagshandeln etc. hergestellt und weitergegeben werden. Diese Vorstellungen sind in zwei korrespondierenden Formen relevant: als individuelle Leitvorstellungen und als vom Individuum wahrgenommene gesellschaftliche Leitbilder. In beiden Formen beeinflussen sie Handeln und Entscheidungen. Die bislang vorliegenden Befunde weisen darauf hin, dass dieser Ansatz zu einem besseren Verständnis von generativen Entscheidungen führt als dies bisherige Theorien geleistet haben.

*Die demografische Entwicklung auch aus kultureller Sicht zu betrachten ist ja nicht neu. Worin liegen nun die Besonderheiten des Leitbildansatzes im Hinblick auf die kulturelle Dimension?*

Der Leitbildansatz knüpft an vorhandene soziologische Theorien etwa in Bezug auf Werte, Normen oder Frames an, übernimmt wesentliche Grundgedanken und kombiniert sie neu. Entscheidend ist dabei auch, dass hier zum ersten Mal das Leitbildkonzept empirisch in Bezug auf eine konkrete Forschungsfrage operationalisiert wird. Der Leitbildbegriff in der Familienforschung ist hilfreich und notwendig, weil er die vielfältigen Rollenvorstellungen, Normen und Werthaltungen rund um Familie in sich bündelt und die Vielschichtigkeit der Dimensionen Partnerschaft, Elternschaft und Familienentwicklung in sich vereint. Damit ergeben sich gerade in Bezug auf die Analyse der Erklärung generativen Verhaltens neue Erkenntnisse, die in der bisherigen Forschung so nicht erkannt wurden.

*Familienleitbilder werden somit als Zusatzklärung verwendet, um demografische Entwicklungen besser erklären zu können, wie beispielsweise den Rückgang der Mehrkindfamilie oder auch den gestiegenen Anteil an Kinderlosen. Frau Dr. Diabaté, Sie haben nun die Daten der ersten Befragung ausgewertet, inwiefern hängen Familienleitbilder mit dem Kinderwunsch zusammen?*

Familienleitbilder sind wichtige Orientierungspunkte, an denen wir unser Verhalten und unsere Lebensplanung



### Zur Person



**Prof. Dr. Norbert F. Schneider** ist Soziologe und Direktor des BiB. Er untersucht die Ursachen und Konsequenzen des demografischen Wandels und die sich daraus ergebenden politischen Implikationen. Ein weiteres Forschungsinteresse gilt den Auswirkungen berufsbedingter räumlicher Mobilität.



**Dr. Sabine Diabaté** ist Soziologin und derzeit Leiterin der Forschungsgruppe „Familienleitbilder“ am BiB. Sie beschäftigt sich mit der Frage, welche Leitbilder von Familie existieren und wie sich diese auf die familialen Lebensformen und das Geburtenverhalten auswirken.



ausrichten, das heißt sie sind einer von mehreren wichtigen Faktoren, um zu erklären, warum und zu welchem Zeitpunkt im Leben sich einige Menschen für und andere gegen Kinder entscheiden und wie die Menschen ihr Familienleben alltäglich gestalten. Wir haben zum Beispiel mit unseren Daten belegt, dass es in Deutschland ein Leitbild der Zweikindfamilie gibt und dass trotz einer großen individuellen Zustimmung zum Kinderreichtum der einzelnen Befragten jedoch innerhalb der Gesellschaft eher eine Ablehnung gegenüber Familien mit vielen Kindern wahrgenommen wird.

*Worin liegt die Ursache, dass sich die Einstellungen zu bestimmten Themen auf der persönlichen und der allgemeinen Ebene unterscheiden? Warum sind persönliche Einstellungen liberaler als das gesellschaftliche Stimmungsbild?*

Es ist schwierig, das genau an etwas festzumachen, verschiedene Ursachen sind möglich: Es könnte sein, dass die Befragten nicht zugeben wollten, dass sie selbst eigentlich weniger liberal denken, sprich soziale Erwünschtheit wäre eine Möglichkeit. Dies spielt meiner Meinung nach aber bei den meisten unserer Fragen eine untergeordnete Rolle, außer bei dem erwähnten Beispiel von Kinderreichtum. Wahrscheinlicher ist, dass es Vorurteile gegenüber der Allgemeinheit sind, die grundsätzlich pessimistischer wahrgenommen wird als die eigene Person, aber es können auch gemachte Erfahrungen und bewusste oder weniger bewusste Beobachtungen im Alltag, z. B. in den Medien, eine Rolle spielen. Außerdem sind Alters- und sogenannte Selektionseffekte möglich, da die Altersgruppe der Befragten lediglich einen Ausschnitt

der Bevölkerung abdeckt und die Jüngeren liberalere Vorstellungen zum Thema Familie haben als Ältere. Als weitere Ursache sehen wir einen zeitlich versetzten sozialen Wandel, d. h. dass sich innerhalb der Gesellschaft bereits ein Wandel vollzieht, z. B. hinsichtlich der Mutter- und Vaterleitbilder, hin zu einem egalitären Engagement beider Elternteile für das Kind.

Prof. Schneider: Wir können hieran sehen, dass sich die institutionellen Rahmenbedingungen noch nicht hinreichend gewandelt haben. Sie sind vielfach noch auf eine frühere Situation hin orientiert und haben bislang nicht adäquat auf den stattfindenden Wandel reagiert. Sie werden auch von den Befragten entsprechend traditionell wahrgenommen. Dementsprechend können auch politisch neu geschaffene Strukturen wie der Ausbau von Krippenplätzen in Westdeutschland Leitbilder beeinflussen und gesellschaftlichen Wandel initiieren bzw. flankieren. Veränderte institutionelle Strukturen sind Folge des kulturellen Wandels, können ihn zugleich aber auch befördern. So kann durch die institutionell unterstützte größere Verbreitung der Erwerbstätigkeit von Müttern mit unter 3-Jährigen auch deren normative Akzeptanz erhöht werden.

In einem anderen Interpretationskontext könnte die große Kluft auch als Folge einer stärkeren Individualisierung und Liberalisierung von Familienleitbildern verstanden werden. Die gestiegene Verbreitung von familialen Lebensformen in Deutschland in den vergangenen Jahrzehnten, die nicht dem „Normalitätsmuster“ von Familie entsprechen, hat vermutlich den Vorstellungshorizont vieler Menschen erweitert und auf der Einstellungsebene ein Stück weit zu einer Egalisierung und Entdiskriminierung alternativer Familienformen geführt, die institutionell bisher in diesem Ausmaß nicht mitgetragen worden ist.

*Frau Dr. Diabaté, Sie verfolgen mit dem Projekt auch das Ziel, politische Implikationen abzuleiten, die Politikberatung ist neben der Forschung ein weiterer zentraler Bestandteil der alltäglichen Arbeit im BiB. Kann die Erforschung von Familienleitbildern Impulse geben, um Eltern die Entscheidung zu erleichtern, Kinder zu bekommen?*

Auf jeden Fall sind unsere bisherigen Erkenntnisse ein Beleg dafür, dass es familienpolitisch ratsam ist, das Ziel der Gleichberechtigung der Geschlechter, besonders



### Aktuelle Informationen zum Projekt

Weitere Informationen über das Projekt des BiB zu Familienleitbildern in Deutschland gibt es auf der Homepage des BiB unter:

[http://www.bib-demografie.de/DE/Forschung/1\\_FB1/fs1\\_1/fg1\\_1\\_node.html](http://www.bib-demografie.de/DE/Forschung/1_FB1/fs1_1/fg1_1_node.html)

Aktuelle Publikationen zum Thema gibt es auf der BiB-Homepage unter:

[http://www.bib-demografie.de/DE/Veroeffentlichungen/veroeffentlichungen\\_node.html](http://www.bib-demografie.de/DE/Veroeffentlichungen/veroeffentlichungen_node.html)



dann, wenn Kinder da sind, noch stärker zu fokussieren. Dabei geht es sowohl um verbesserte Teilhabe- und Wiedereinstiegsmöglichkeiten für Mütter auf dem Arbeitsmarkt, aber auch um mehr Unterstützung für Väter, damit sie sich zuhause besser in die Familienarbeit einbringen können und dies auch wollen. Die Wünsche vieler (potentieller) Eltern nach mehr Vereinbarkeit werden durch die Leitbildforschung sehr deutlich. Auch zeigt sich, dass es politisch und gesamtgesellschaftlich nötig ist, den Druck auf junge Erwachsene zu reduzieren. Es muss nicht alles perfekt sein, um ein Kind in die Welt zu setzen. Dies sollte aber die Verantwortlichen aus Politik und Wirtschaft nicht davon entlasten, für die ökonomischen Grundlagen zu sorgen, eine familienfreundliche Infrastruktur bereitzustellen und noch deutlicher als bisher ein familienfreundliches Klima zu schaffen, in dem es eine breite Akzeptanz von individuellen Lebensentwürfen und Familienkonzepten gibt, so dass Frauen und Männern weder beruflich noch familiär Nachteile entstehen.

*Das BiB hat die Leitbildforschung auch im mittelfristigen Forschungsprogramm integriert. Herr Prof. Schneider, wie sieht denn die weitere Entwicklung des Forschungsprojekts Familienleitbilder am BiB aus?*

Wir werden demnächst eine Wiederbefragung der Personen aus der Studie von 2012 starten. Unser Ziel ist es, die Stabilität von Familienleitbildern zu messen. Konkret untersuchen wir, ob sich die kulturelle Vorstellungen an die Lebensrealität anpassen, oder ob die Menschen umgekehrt versuchen, ihr Leben so auszurichten und zu gestalten, dass ihr Alltag ihren Normalitäts- und Idealvorstellungen entspricht. Zudem wollen wir analysieren, wie Lebensereignisse und Leitbilder korrespondieren und dadurch die weitere Familienentwicklung beeinflussen. Wir gehen davon aus, dass es ein komplexes Zusammenspiel von verschiedenen Faktoren gibt, die auf die Gestaltung des Familienlebens einwirken. Dabei werden wir zum Vergleich auch Frankreich in den Blick nehmen und mit einem Forschungsteam des Partnerinstituts in Paris (INED) beide Länder hinsichtlich ihrer Ähnlichkeiten und Unterschiede bei den Familienleitbildern und der Geburtenentwicklung untersuchen.

.....  
Bernhard Gückel, BiB



## Das BiB in den Medien

### Muss alles perfekt sein? Leitbilder zur Elternschaft und Familie in Deutschland – Das BiB-Projekt „Familienleitbilder“ im Spiegel der Medien

Die Vorstellung der Ergebnisse des BiB-Projekts zu Familienleitbildern in Deutschland fand auch in den Medien ein großes Echo – nicht nur in den deutschen Tageszeitungen, sondern auch in TV und Hörfunk. Dabei wurde vor allem immer wieder ein zentraler Punkt thematisiert: die aus der Studie hervorgehende Tatsache, dass sich viele junge Deutsche Kinder wünschen, dies sich aber letztlich nicht zutrauen. Ursache dafür sei, dass sich junge Menschen im Alter zwischen 20 bis 39 Jahren was die Anforderungen an Elternschaft angeht, mit hohen Hürden belasten.

Dazu konstatierte der Direktor des BiB, Prof. Dr. Norbert F. Schneider, in der Süddeutschen Zeitung (20. März 2015) eine „Kultur des Bedenkens, Zweifelns, Sorgens im Hinblick auf Elternschaft, obwohl der Wunsch nach einem Kind groß sei“. Er sieht kulturelle Leitbilder als eine Mitursache dafür, ob ein Paar eine Familie gründet und wie viele Kinder es sich wünscht (FAZ, 19.03.15).

Wie die Ergebnisse der Studie zeigten, liege die Ursache für die Überforderung von Eltern vor allem an einem überzogenen Leitbild von Elternschaft. Elternschaft werde als Herausforderung betrachtet, die nur mit viel Einsatz gemeistert werden könne, betonte Dr. Sabine Diabaté, Leiterin der Forschungsgruppe „Familienleitbilder“ im Interview mit dem Nachrichtensender des Hessischen Rundfunks „hr-inforadio“ am 25. März 2015. So waren über 80 % der Befragten der Meinung, dass man bei der Erziehung viel falsch machen könne. Dieses Streben danach, alles richtig zu machen, beginne schon in der Schwangerschaft und münde in einer Überforderung, so dass dies am Ende die Geburtenentwicklung hemme, betonte sie. Hinzu komme das Rollenbild der „guten Mutter“, das vor allem in Westdeutschland noch vorherrsche. So sei es für viele Westdeutsche keineswegs selbstverständlich, Kinder unter drei Jahren vollzeit in einer Kita betreuen zu lassen. Dies habe damit zu tun, dass die jungen Leute in Westdeutschland noch in Familien aufgewachsen seien, in denen die Eltern häufig das traditionelle Familienmodell lebten, d. h. die Mutter überwiegend Hausfrau war und der Vater der Allein- oder Haupternährer der Familie. Die Ergebnisse der Studie belegten auch,

dass junge Familien nach einer gewissen Zeit wieder in das traditionelle Alleinverdienermodell zurückfallen und sich die Entscheidung für ein zweites Kind schwermachten. „Wir beobachten eine Retraditionalisierung der Familienstrukturen“, sagte Frau Dr. Diabaté in der „Süddeutschen Zeitung“. Dieser Trend werde gefördert durch das tradierte und festgefahrene gesellschaftliche Mutterleitbild, mangelhafte Kleinkindbetreuung, widrige Bedingungen für den Wiedereinstieg von Frauen in den Beruf und eine Familienpolitik, die nach wie vor das Alleinverdienermodell bevorzuge.

In der Sendung des „hr-inforadios“ wies Dr. Diabaté auf mögliche Lösungsansätze hin. So sei es sinnvoll, stärker auf die Qualität der Krippenbetreuung zu setzen. Zudem müsse der Spielraum für alternative Steuermodelle erweitert und die rechtliche Gleichstellung der unterschiedlichen Lebensformen vorangetrieben werden.

#### Familie – alles ist möglich

In der Fernsehsendung „FrauTV“ des Westdeutschen Rundfunks (WDR, 29.01.15) und in einem dazugehörigen Multimedia-Dossier des WDR sprach Dr. Sabine Diabaté zum Thema „Familie – Alles ist möglich“ über die For-



Weitläufigere Definition des Familienbegriffs: Im Rahmen der WDR-Sendung „FrauTV“ stellte Dr. Sabine Diabaté zentrale Ergebnisse der BiB-Studie „Familienleitbilder in Deutschland“ vor. Sie betonte, dass der heutige Familienbegriff sich nicht mehr nur auf das klassische Familienmodell reduzieren lasse, sondern mittlerweile viele Formen des Zusammenlebens umfasse, die nicht mehr allein durch verwandtschaftliche Beziehungen definiert seien. (Bild: WDR)



schungsergebnisse der Familienleitbildstudie und über die Wünsche von jungen Erwachsenen in Deutschland, die eine Familiengründung häufiger verschieben.

Auch wurden alternative Lebensmodelle thematisiert und die besondere Bedeutung von Freundschaften als erweiterte Familie oder Ersatzfamilie, besonders im jungen Erwachsenenalter, hervorgehoben. Weitere Forschungsergebnisse der Leitbildstudie verknüpfte Dr. Diabaté mit alternativen Familienformen wie z. B. mit den Regenbogenfamilien. Sie stellte dazu fest, dass Familie heutzutage weiträumiger definiert wird und biologische Verwandtschaftsverhältnisse nicht mehr allein ausschlaggebend sind, sondern auch soziale Verbindungen wie enge Freundschaften, die familienartig sein können. Ein weiteres Thema der Sendung war die Leihmutterschaft, die in Deutschland gesetzlich verboten ist. Die Soziologin ordnete dieses Phänomen im Rahmen der Forschung ein.

### Der Blick auf kinderreiche Familien

In einem Interview mit der „Badischen Zeitung“ (27. April 2015) betrachtete Kerstin Ruckdeschel vom BiB die Situation von kinderreichen Familien und beschäftigte sich unter anderem mit der Frage, ob kinderreiche Familien (also mit drei und mehr Kindern) ein negatives Image haben. Die Resultate der BiB-Studie ergeben ein uneinheitliches Bild auf der individuellen und gesellschaftlichen Ebene, betonte sie. So stimmten drei Viertel der Befragten persönlich der Aussage „Kinder sind etwas Wundervolles“ zu. Nahezu vollständige Ablehnung fand die Aussage, Kinderreiche seien „asozial“. Ein ganz anderes Bild ergab sich aber auf der gesellschaftlichen Ebene. Hier nahmen die Befragten an, dass die Gesellschaft einer Familie mit vielen Kindern eher ablehnend gegenübersteht. Eine deutliche Mehrheit glaubt daher, dass kinderreiche Familien in Deutschland negativen Vorurteilen ausgesetzt sind. Dieses Negativimage könnte auf überfrachtete Erwartungen an die Elternrolle zurückzuführen sein, so dass Eltern befürchten, einem Elternideal nicht gerecht zu werden und somit ihre Elternrolle nur unzureichend wahrnehmen zu können. Dies zeigt sich allerdings auch schon bei Eltern mit einem oder zwei Kindern und ist ein typisch deutsches Phänomen, das es so zum Beispiel in Frankreich nicht gibt. Hier ist auch die Selbstverständlichkeit, Kinder zu haben, noch wesentlich stärker verbreitet als in Deutschland. Grundsätzlich ist der Anspruch an Mütter in Westdeutschland sehr hoch

und Elternschaft wird – wie auch die Ergebnisse der BiB-Studie zeigten – als eine sehr schwierige Aufgabe wahrgenommen. Ob das vermeintlich geringere Ansehen von kinderreichen Familien letztlich dazu führt, dass Paare weniger Kinder bekommen, lässt sich anhand der Studie nicht beantworten, betonte die Soziologin. Diese wahrgenommene Meinung der Öffentlichkeit wirkt sich aber möglicherweise negativ auf den Kinderwunsch aus bzw. auf die Entscheidung für ein drittes oder weiteres Kind. Hier bedarf es noch weiterer Untersuchungen.

### Nicht gewollt und doch gelebt: das traditionelle Rollenmodell in der Familie

Wie sehr gerade in Mehrkinderfamilien das eigentlich ungewollte traditionelle Familienmuster mit dem Mann als Ernährer und der Frau als Hausfrau und Mutter wieder Einzug hält, war das Thema in einem Beitrag mit Dr. Martin Bujard (BiB) in den SAT 1-Nachrichten (SAT 1, 12. Mai 2015) zum Thema „Arbeitszeit“. Diese klassische Rollenverteilung wird heutzutage nicht geplant, vielmehr rutschen die Paare in sie hinein, betonte er. Es findet eine Spezialisierung statt: Der Mann ist beruflich erfolgreich und die Frau kümmert sich um die Kinder. Diese Entwicklung setzt sich über viele Jahre fort, obwohl das gar nicht so vorgesehen war. Wer dies nicht möchte, sollte beizeiten gegensteuern: durch einen frühen beruflichen Wiedereinstieg der Mutter und indem der Vater Elternzeit nimmt.



Ungewollte Spezialisierung der Arbeitsteilung in der Partnerschaft: Dr. Martin Bujard gab in den SAT1-Nachrichten Antworten auf die Frage nach den Veränderungen der Rollenmuster in der Partnerschaft nach der Familiengründung (Bild: SAT 1, 12. Mai 2015).



### ARD-Sendung „Hart aber fair“: Neue Generation von Vätern mit Schönheitsfehlern

Dass bei der Gestaltung der Partnerschaft mit Kind nach wie vor Wunsch und Wirklichkeit auseinanderdriften, war auch ein Thema in der Sendung „Hart aber fair“ (ARD, 18. Mai 2015), in der unter anderem auf der Grundlage von Ergebnissen der Familienleitbildstudie des BiB über die Rollenmodelle von Männern und Frauen diskutiert wurde. Wie groß die Kluft ist, zeigt sich daran, dass knapp ein Drittel der Eltern zwischen 20 und 39 Jahren zwar das männliche Alleinverdienermodell lebt. Allerdings lehnen 59 % das Modell ab, wie Dr. Diabaté anhand der Studie zeigte.



Die Rückkehr ins traditionelle Rollenmodell: Auf der Basis der Resultate der Familienleitbildstudie des BiB diskutierte die Runde um Moderator Frank Plasberg in der Talkshow „Hart aber fair“ den Zusammenhang zwischen Vereinbarkeit von Familie und Beruf und den Folgen für die Rollenverteilung in einer Partnerschaft mit Kind. Die Sendung widmete sich der Frage: „Kitastreik als Härtestest: Passen Job und Familie wirklich zusammen?“

(Bild: ARD, Sendung „Hart aber Fair“, 18. Mai 2015).

In der Diskussion wurde darauf verwiesen, dass diese Rückkehr in traditionelle Muster am nach wie vor präsenten männlichen Vaterleitbild liegt, in dem sich der Mann weitgehend über den Beruf definiert. Allerdings wurde auch festgestellt, dass berufstätige Männer mittlerweile mehr Zeit mit ihren Kindern verbringen als dies früher der Fall war. Auch wenn von einer neuen Generation der Väter gesprochen werden kann, ist eine Arbeitszeitreduktion für Männer derzeit noch untypisch. Die Ursache hierfür liegt nach übereinstimmen-

der Meinung der Runde in erster Linie vor allem am geringeren Einkommen der Frauen.

Bernhard Gückel (BiB)

## Rückblick

### Das BiB bei der 48. Session der Kommission für Bevölkerung und Entwicklung der Vereinten Nationen in New York

Nach einem Jahr Pause ist Deutschland seit 2015 wieder Mitglied der Kommission für Bevölkerung und Entwicklung (Commission on Population and Development, CPD) der Vereinten Nationen (VN). Bei der diesjährigen 48. Sitzung vom 13. bis 17. April 2015 in New York beteiligte sich von deutscher Seite unter anderem das BiB mit Redebeiträgen und der Vorbereitung eines gut besuchten Side-Events zu den künftigen Arbeitsmethoden der Kommission. Bei der 49. Konferenz der CPD im Jahr 2016, die sich mit der Stärkung der demografischen Faktenlage für die Post-2015-Ära beschäftigt, wird Deutschland im Sekretariat der Kommission Bevölkerung und Entwicklung vertreten sein und den Verhandlungsprozess aktiv mitgestalten.

Die diesjährige Veranstaltung untersuchte den Zusammenhang zwischen Bevölkerungs- und Entwicklungsfragen sowie deren Relevanz für die laufende Post-2015-Debatte, die sich um die Frage dreht, inwieweit die vor 15 Jahren gesetzten acht Millenniumsentwicklungsziele (MDGs) erreicht wurden und wie diese als nachhaltige Entwicklungsziele (Sustainable Development Goals, SDG) über das Jahr 2015 hinaus weiterentwickelt werden sollen. Die Diskussionen zu den Keynote-Vorträgen und den Side Events zeigten, dass der Zusammenhang zwischen Bevölkerungsentwicklung und nachhaltiger Entwicklung komplex ist. Umstritten ist unter den Experten





unter anderem der direkte Zusammenhang zwischen (zu hohem) Bevölkerungswachstum und einer nicht nachhaltigen Entwicklung. Dabei wurde grundsätzlich darauf verwiesen, dass die Produktions- und Konsummuster ursächlich für die Nachhaltigkeit sind. In diesem Zusammenhang wurde mehrheitlich der (zu hohe) Ressourcenverbrauch der Industrieländer diskutiert und festgestellt, dass die Produktions- und Konsummuster der Industrieländer weder nachhaltig sind noch als Vorbild für die künftige Entwicklung der weniger entwickelten Länder dienen können – dies gilt vor allem auch im Hinblick auf den Aspekt der Verteilungsgerechtigkeit.

Aus methodischer Sicht wurde darauf hingewiesen, dass die Analyse relevanter Bevölkerungsprozesse als Grundlage für eine nachhaltige Entwicklungsplanung nur gelingen kann, wenn die Fähigkeit, in den weniger entwickelten Ländern relevante Daten zu erheben und auszuwerten, weiter gestärkt wird. Hier wurden vor allem die regionale Differenzierung der Daten und die Berücksichtigung sensibler oder benachteiligter Gruppen hervorgehoben, ohne die nicht sicherzustellen ist, dass diese Gruppen bei der Entwicklung nicht vernachlässigt werden.



**Die Weltbevölkerung steht vor großen demografischen Herausforderungen: Engere Zusammenarbeit zwischen Deutschland und der UN Population Division in Bevölkerungsfragen**

Frank Swiaczny (BiB) betonte im Statement der deutschen Delegation die Bereitschaft Deutschlands zur engen Kooperation mit der Bevölkerungsabteilung der UN, um zu einer Verbesserung der demografischen Datenlage sowie der demografischen Forschung zur Weltbevölkerungsentwicklung beizutragen. Er wies darauf hin, dass angesichts der demografischen Herausforderungen auf der Welt den Zielen der Bevölkerungskonferenz von Kairo, auch im Rahmen der Post-2015-Diskussion, noch immer eine große Bedeutung zukommt. (Bild: BiB)

### Side Event bei der CPD zur Arbeit der Kommission

Mit der künftigen Aufgabe der Kommission für Bevölkerung und Entwicklung in der Post-2015-Ära beschäftigte sich ein vom BiB mitorganisiertes Side Event der UN-Bevölkerungsabteilung und der Ständigen Vertretung Deutschlands bei den Vereinten Nationen. Zu der von Botschafter Thoms eröffneten Podiumsdiskussion waren rund 80 Teilnehmer der CPD, darunter zahlreiche hochrangige Vertreter, als Gäste ins „German House“ gekommen. Unter der Leitung von Navid Hanif (UNDESA) diskutierten die belgische Botschafterin und diesjährige Vorsitzende der CPD, Bénédicte Frankinet, der technische Direktor der UNFPA, Benoit Kalasa, der Direktor der UN-Bevölkerungsabteilung, John Wilmoth und Maria Antonieta Alcalde von der International Planned Parenthood Foundation Vorschläge zur künftigen Rolle der CPD. So wurde dafür plädiert, dass das Alleinstellungsmerkmal der CPD als Schnittstelle für technische und politische Fragen im Zusammenhang von Bevölkerung und Entwicklung auch in der Post-2015-Ära zwingend erhalten bleiben sollte. Damit komme der Kommission auch beim künftigen Monitoring der Post-2015-Agenda eine zentrale Rolle zu. Darüber hinaus herrschte unter den Teilnehmern Einigkeit, dass eine stärkere Einbindung der Zivilgesellschaften in die Diskussion wichtig sei.

### Side Event zur Unsicherheit in den UN-Bevölkerungsprognosen

Mit Blick auf die Weiterentwicklung der methodischen Grundlagen der Bevölkerungsprojektionen der UN referierte der Direktor der Population Division, John Wilmoth, über Möglichkeiten zur Quantifizierung von Unsicherheitsfaktoren der UN World Population Prospects. Der Moderator der Veranstaltung, Frank Swiaczny vom BiB, betonte in seiner Begrüßungsrede, dass die Population Prospects die wichtigste und umfassendste Datenquelle für die Analyse der globalen Bevölkerungstrends darstellten. In den letzten Jahren habe sich die Qualität der verfügbaren Daten beträchtlich verbessert. Zudem habe auch die Population Division große Fortschritte bei der Umsetzung neuer Methoden gemacht. Er hob hervor, dass ein Verständnis in Politik und Öffentlichkeit für das Ausmaß an Unsicherheit im Hinblick auf die Bevölkerungsprognosen unverzichtbar für die Wahrnehmung und Akzeptanz der Daten sei.



In seinem Vortrag wies John Wilmoth darauf hin, dass die für die Population Prospects neu eingeführten probabilistischen Methoden der Bevölkerungsprognose dazu beitragen sollen, die Unsicherheiten bei der Festlegung von Annahmen besser abschätzen und verringern zu können. So liege die Weltbevölkerungsentwicklung bis 2100 auf der Basis dieser neuen Methode z. B. mit hoher Wahrscheinlichkeit in einem Bereich von 9 bis 13 Mrd. Menschen und zeige damit eine deutlich geringere Spannweite als bisherige Varianten der Modellrechnung, so Wilmoth.

### Aktivere Mitwirkung Deutschlands bei der Arbeit der CPD

Fragen zur Analyse von Bevölkerungsprozessen und dem Zusammenhang von Bevölkerung und nachhaltiger Entwicklung werden auch bei der 49. CPD im kommenden Jahr eine wichtige Rolle spielen, die sich darüber hinaus der Stärkung der demografischen Faktenlage für die Post-2015-Agenda sowie der Überarbeitung der Arbeitsmethoden der Kommission widmen wird. Da Deutschland nach einem Jahr Pause wieder Mitglied der CPD ist und nächstes Jahr im Sekretariat der Kommission vertreten sein wird, besteht die Möglichkeit, die künftige Arbeit der CPD aktiv mitzugestalten.

Bernhard Gückel, Frank Swiaczny, BiB

## Vorschau

### Die Fachtagung „European Population Conference“ der EAPS und des BiB im Jahr 2016 erstmalig in Deutschland

Die größte europäische Fachtagung der Bevölkerungsforschung, die „European Population Conference“ der European Association for Population Studies (EAPS) und des BiB wird vom 31. August bis zum 03. September 2016 erstmals in Deutschland stattfinden und zwar in den Räumlichkeiten der Universität Mainz.

Neben zahlreichen wissenschaftlichen Präsentationen und Vorträgen aus der Bevölkerungsforschung befasst

sie sich unter dem Motto „Demographic Change and Policy Implications“ auch mit Themen aus dem Bereich der Politikberatung.

Insgesamt werden rund 500 Vorträge in parallel stattfindenden Meetings gehalten. Zudem sollen in mehreren Postersessions ca. 250 Poster präsentiert werden. Darüber hinaus wird es eine Reihe von Side Meetings zum wissenschaftlichen Austausch sowie zur Förderung des akademischen Nachwuchses geben. Erwartet werden zwischen 900 und 1.000 Teilnehmer aus Europa und Übersee. Organisiert wird die Tagung von der European Association for Population Studies und dem BiB.

Gegenwärtig laufen die Vorbereitungen für die Organisation der Tagung auf Hochtouren. So besichtigte der Vorstand der EAPS zusammen mit dem Direktor des BiB, Prof. Dr. Norbert F. Schneider, sowie den Mitgliedern des BiB-Organisationsteams die Räumlichkeiten an der Universität. Dabei wurde auch über die Festlegung des Rahmenprogramms und die inhaltliche Ausrichtung des Mottos der Veranstaltung diskutiert. Parallel dazu laufen auch die Arbeiten an einer eigenen Homepage für die Konferenz, die demnächst freigeschaltet und auf der der Call for Papers veröffentlicht wird. Über den aktuellen Stand der Dinge informieren die Homepage des BiB sowie „Bevölkerungsforschung Aktuell“.

Bernhard Gückel, BiB



Vorbereitungen zur EAPS-Konferenz vom 31. August bis zum 3. September 2016 in Mainz laufen auf Hochtouren:

Die verantwortlichen Organisatoren und Organisatorinnen der EAPS und des BiB bei der Besichtigung der Tagungsräume an der Universität Mainz. Von links nach rechts: Prof. Dr. Norbert F. Schneider (BiB), Eva Hallaschka (BiB), Prof. Dr. Zsolt Spéder, Prof. Dr. Francesco C. Billari (President), Anna Cabré (Vice President), Prof. Dr. Marc Luy (Secretary-General and Treasurer), Prof. Dr. Clara Mulder, Prof. Dr. Nico van Nimwegen (Executive Director) sowie Dr. Christian Fiedler (BiB). (Bild: BiB)



## Publikationen aus dem BiB

### BiB Working Paper des Projekts „Kinderlosigkeit und Kinderreichtum (K&K)“

Im Rahmen des Forschungsprojektes „Kinderlosigkeit und Kinderreichtum (K&K)“ veröffentlicht das BiB vier neue Working Papers, die gemeinsam die Grundlagen des Projekts formulieren. So präsentieren Martin Bujard und Detlev Lück das theoretische Fundament für die Erforschung von Kinderlosigkeit und Kinderreichtum. Jürgen Dorbritz, Ralina Panova und Jasmin Passet-Wittig stellen den Forschungsstand zum Thema Kinderlosigkeit vor, während Detlev Lück, Manfred Scharein, Linda Lux, Kai Dreschmitt und Jürgen Dorbritz die Forschungsfrage zu Kinderreichtum aufarbeiten. Die sozialwissenschaftliche Datenlage zur Erforschung von Kinderlosigkeit und Kinderreichtum steht im Zentrum des Beitrags von Kai Dreschmitt und Robert Naderi.

Die Inhalte der Paper im Überblick:

#### BiB Working Paper 01/2015:

**Martin Bujard und Detlev Lück:**  
Theoretische Grundlagen für die Erforschung von Kinderlosigkeit und Kinderreichtum

In ihrem Paper weisen Martin Bujard und Detlev Lück zunächst darauf hin, dass der Rückgang der Geburtenraten in Niedrigfertilitätsländern wie Deutschland auf zwei demografischen Phänomenen beruht: dem Rückgang kinderreicher Familien und einem Anstieg der Kinderlosigkeit. Beide Phänomene spielen in verschiedenen zeitlichen Phasen eine unterschiedlich große Rolle. Und auch die Ursachen der beiden Phänomene differieren zumindest teilweise. Das Grundanliegen dieses K&K-Projektes besteht daher in einer differenzierten Beschreibung und Erklärung von Kinderlosigkeit und Kinderreichtum. Auch sind bisherige theoretische Entwicklungsansätze zu den Ursachen noch lückenhaft, da selten erklärt wird, auf welches demografische Phänomen sich eine Theorie bezieht. In dem Papier werden daher theoretische Grundlagen zum Verständnis von Kinderlosig-

keit und dem Übergang zum dritten Kind systematisiert. Darüber hinaus wird ein Analyserahmen entworfen, der Makro-, Mikro- und Mesoebene mit der Paar- und der Lebensverlaufsperspektive kombiniert. Für einen Rückgang kinderreicher Familien sind, nach Auffassung der Autoren, in einem hohen Maße kulturelle Faktoren, wie das Leitbild der Zweikindfamilie oder eine geringere gesellschaftliche Anerkennung für Mehrkindfamilien, ausschlaggebend. Eine höhere Kinderlosigkeit ergibt sich hingegen vor allem dann, wenn postmoderne Entwicklungen wie zum Beispiel ein Aufschub der Erstgeburt oder höhere Opportunitätskosten von Kindern für Frauen auf unzureichende gesellschaftliche und arbeitsmarktbedingte Anpassungen treffen.

#### BiB Working Paper 02/2015:

**Jürgen Dorbritz, Ralina Panova und Jasmin Passet-Wittig:** Gewollt oder ungewollt? Der Forschungsstand zu Kinderlosigkeit

Vor dem Hintergrund, dass Kinderlosigkeit in Deutschland, insbesondere in Westdeutschland, zu einem Massenphänomen geworden ist, gibt das Paper auf der Basis einer Literaturstudie einen umfassenden Überblick zu Definitionen, Datenlage und Forschungsergebnissen zur Kinderlosigkeit. Zudem werden Forschungslücken aufgezeigt und daraus resultierende weitere Forschungsfragen abgeleitet, beispielsweise zu den Themen Männer und Kinderlosigkeit, Wege in die Kinderlosigkeit, ungewollte Kinderlosigkeit und Reproduktionsmedizin sowie Partnerfindung und Kinderlosigkeit. Diskutiert werden auch Ost-West-Unterschiede, der internationale Kontext und die Zusammenhänge mit Bildung, Lebensform, Erwerbssituation und Migrationshintergrund. Da in der Literatur der Unterschied zwischen gewollter und ungewollter Kinderlosigkeit betont wird, ist es wichtig, Kinderlosigkeit aus der Lebenslaufperspektive zu betrachten.





### BiB Working Paper 03/2015:

**Detlev Lück, Manfred Scharein, Linda Lux, Kai Dreschmitt und Jürgen Dorbritz: Nur wenn alle Voraussetzungen passen. Der Forschungsstand zu Kinderreichtum**

Im 20. Jahrhundert ist Kinderreichtum – also die biologische Elternschaft von drei oder mehr Kindern – zu einer Ausnahme geworden und geht immer weiter zurück. Welche Erkenntnisse über die Verbreitung von Kinderreichtum in verschiedenen Teilen der Gesellschaft gibt es? Was ist bekannt über die Determinanten und Mechanismen, die es wahrscheinlicher oder unwahrscheinlicher werden lassen, dass Eltern viele Kinder bekommen? Das Paper stellt diese Fragen in den Mittelpunkt und gibt einen Überblick über die aktuelle Forschungslage zu diesem Thema. Besonderes Augenmerk wird auf die sozio-demografischen Determinanten von Kinderreichtum wie zum Beispiel Bildung, Erwerbssituation, Einkommen oder Wohnsituation gelegt. Hinzu kommt die Bedeutung der eigenen Herkunftsfamilie, insbesondere der Geschwisterzahl als Vorbild. Als entscheidende Voraussetzung, um kinderreich zu werden, erweist sich ferner ein eng getakteter Lebenslauf, in dem zwischen Ereignissen wie Partnerfindung sowie erster und zweiter Geburt nur wenig Zeit vergeht. Das Paper benennt Forschungslücken, beispielsweise bei der Frage, welche Charakteristika von Kinderreichen eher Ursachen und welche eher Folgen von Kinderreichtum sind. Auch wird darauf hingewiesen, dass zu wenig zwischen Kinderreichtum im hier verstandenen Sinne und Mehrkindfamilien im Sinne eines Zusammenlebens mit vielen (nicht unbedingt eigenen) Kindern im Haushalt unterschieden wird.

### BiB Working Paper 04/2015:

**Kai Dreschmitt und Robert Naderi: Sozialwissenschaftliche Daten zur Erforschung von Kinderlosigkeit und Kinderreichtum**

Thema dieses Papers ist die Darstellung der aktuellen sozialwissenschaftlichen Datenlage für die Erforschung von Kinderlosigkeit und Kinderreichtum und den existierenden Einschränkungen. Es wird eine Auswahl von sozialwissenschaftlichen Datenquellen vorgestellt, die als vergleichsweise relevant eingestuft werden, darunter die *Panel Analysis of Intimate Relationships and Family Dynamics* (PAIRFAM), die Studie *Job Mobilities and Family Lives in Europe* (JobMob), das *Sozio-oekonomische Panel* (SOEP) und das *Eurobarometer*. Diese und andere Erhebungen werden mithilfe von Kriterien wie der erfassten Altersgruppen, der Fallzahlen und der verfügbaren Variablen analysiert. Im Mittelpunkt steht die Frage, inwieweit sie für die Forschungsfragen des K&K-Projekts und allgemein zur genaueren Betrachtung von kinderlosen bzw. kinderreichen Paaren nutzbar sein können. Die Analyse ergibt, dass die untersuchten Erhebungen zwar für einzelne Aspekte und Fragestellungen des Projekts geeignet sind, allerdings gibt es keinen Datensatz, der alle gewünschten Kriterien erfüllen kann.



**Download der Paper unter**

[http://www.bib-demografie.de/DE/Veroeffentlichungen/WorkingPaper/working\\_paper\\_node.html](http://www.bib-demografie.de/DE/Veroeffentlichungen/WorkingPaper/working_paper_node.html)

## Vorträge

**Prof. Dr. Norbert F. Schneider:**  
**Moderne Familie und zeitgemäße Politik**

Im Rahmen der Sitzung der Enquetekommission V des Landtags Nordrhein-Westfalen am 27. April 2015 zur „Zukunft der Familienpolitik in Nordrhein-Westfalen“ hat **Prof. Dr. Norbert F. Schneider** einen Vortrag zum Thema „Moderne Familie – zeitgemäße Politik“ gehalten. Darin präsentierte er Ansatzpunkte einer zeitorientierten Familienpolitik aus wissenschaftlicher Perspektive.

**Frank Swiaczny: Räumliche Disparitäten des Alterns und Schrumpfens der Bevölkerung in Deutschland**

Wie wird sich angesichts einer alternden und schrumpfenden Bevölkerung in Deutschland die Situation in den demografischen Problemgebieten, etwa in den ländlichen Regionen, weiterentwickeln? Diese Frage stand im Fokus des Vortrags von **Frank Swiaczny** bei der Jahreskonferenz der Association of American Geographers (AAG) am 23. April 2015 in Chicago. Der Vortrag wurde im Rahmen einer von Frank Swiaczny für das BiB organisierten Sitzung zum Thema „European population trends: 25



years of post-socialist transition – Convergence and divergence of spatial patterns“ gehalten. Weitere Vorträge beschäftigten sich mit der Wanderung in Zentral-Osteuropa, Aspekten der Suburbanisierung in Tschechien, räumlichen Bevölkerungsentwicklung in Russland sowie den regionalen Bevölkerungsveränderungen in Ostdeutschland seit der Wende.

In seinem Vortrag wies Swiaczny zunächst darauf hin, dass aktuelle Bevölkerungsvorausberechnungen in Deutschland von einem Bevölkerungsrückgang je nach Variante zwischen 10,7 und 16,1 Millionen Menschen ausgehen. Diese Entwicklung werde sich regional unterschiedlich auswirken. So gebe es bereits heute in Deutschland eine großflächige Konzentration von Regionen mit einem natürlichen Bevölkerungsdefizit und gleichzeitigen Abwanderungsüberschüssen. In diesen Regionen seien bereits heute rückläufige Bevölkerungszahlen die Regel. Seit der Wiedervereinigung hätten besonders die ostdeutschen Kreise mit wenigen Ausnahmen deutlich an Bevölkerung verloren. Gleichzeitig büßten in den westdeutschen Kreisen vor allem die strukturschwachen und peripheren Kreise Bevölkerung ein. Bevölkerungszuwächse habe es dagegen im Zeitraum zwischen 1995 und 2012 in den Großstädten durch den Zuzug der 18- bis 30-Jährigen gegeben, während in den übrigen suburbanen und ländlichen Raumkategorien die Wanderungsgewinne im weiteren Lebenszyklus stark zurückgingen. Dies zeige sich insbesondere in Ostdeutschland. Sollte die derzeitige Präferenz für die Städte weiter anhalten, dann müsste nach Berechnungen des BiB davon ausgegangen werden, dass der Bevölkerungsrückgang nach 2030 weiter an Intensität zunehmen und bis 2060 die Mehrzahl der Kreise betroffen sein werde.

Die gegenwärtig noch geringen regionalen Unterschiede beim Verhältnis der Menschen im Rentenalter zur Bevölkerung im Erwerbsalter (der sog. Altenquotient) werden sich bis 2030 ebenfalls ändern. Dabei würden vor

allem die Kreise in Ostdeutschland sehr schnell altern. Damit führe der demografische Wandel bis zum Jahr 2030 zu einer Zunahme der räumlichen Disparitäten sowohl bei der Bevölkerungsentwicklung als auch bei der Alterung – und zwar sowohl zwischen den Regionen als auch den Kernstädten und ihrem Umland, so Swiaczny.

#### **Jasmin Passet-Wittig: Das Timing der Kinderwunschtherapie aus Sicht der Paare**

Bei der diesjährigen Konferenz der Population Association of America vom 30. April bis 2. Mai 2015 in San Diego präsentierte Jasmin Passet-Wittig ein Poster zum Thema „The Timing of Infertility help-seeking from a couple perspective“.

Darin befasste sie sich auf der Grundlage von Ergebnissen der Studie „Paare in Kinderwunschbehandlung (PinK)“ mit der Frage, wann sich Paare mit Kinderwunsch Sorgen um ihre Fruchtbarkeit machen bzw. wann sie sich entscheiden, ein Kinderwunschzentrum aufzusuchen. Sie zeigte, dass die meiste Zeit vor der grundsätzlichen Entscheidung, medizinische Unterstützung zu suchen, verstreicht. Die Dauer zwischen den ersten Sorgen um eine ausbleibende Schwangerschaft bis zum ersten Besuch in einem Kinderwunschzentrum hängt wiederum davon ab, ob beide Partner sich in etwa zeitgleich oder zeitversetzt Sorgen machen. Gleichzeitigkeit verkürzt die Phase, während Ungleichzeitigkeit in die entgegengesetzte Richtung wirkt. Eine auffällig lange Dauer weisen zudem unverheiratete Paare mit einem niedrigen sozioökonomischen Status auf. Dies kann als Hinweis auf soziale Ungleichheit im Zugang zur Kinderwunschbehandlung interpretiert werden, da unverheiratete Paare in der gesetzlichen Krankenversicherung keine Behandlungskosten erstattet bekommen.

.....  
Bernhard Gückel, BiB



## Comparative Population Studies – News

### Neue Vorabpublikationen bei CPoS

**Miriam Bröckel; Hans-Jürgen Andreß:**

#### **The economic consequences of divorce in Germany: What has changed since the turn of the millenium?**

Welche ökonomischen Konsequenzen hat eine Scheidung für die betroffenen Paare und wie haben sich diese verändert? Dieser Frage geht der Beitrag auf der Basis von Daten des deutschen Sozio-oekonomischen Panels nach. Untersucht werden die Folgen für fünf Dimensionen: das Sorgerecht für Kinder, Unterstützungszahlungen, Wohnen, Beschäftigung und wirtschaftliches Wohlergehen. Um zu erforschen, ob es hier einen Wandel gegeben hat, werden die Daten vor und nach dem Jahrtausendwechsel miteinander verglichen.

Die Analyse zeigt, dass die ökonomischen Konsequenzen einer Scheidung für die Frauen nach dem Jahr 2000 deutlich negativer ausfallen als für die Männer – obwohl die Erwerbstätigkeit der Frauen zugenommen hat und Kinderbetreuungsangebote ausgebaut wurden. Allerdings gibt es Anzeichen dafür, dass die Gewinne und Verluste von Trennungen keineswegs einseitig zwischen den Geschlechtern verteilt werden. Nach der Jahrtausendwende nahm nämlich die Abhängigkeit von staatlichen Unterstützungsleistungen nach einer Scheidung nicht nur bei den Frauen, sondern auch bei den Männern zu.



Download der Beiträge unter

<http://www.comparativepopulationstudies.de>

**Hannes Weber:**

#### **Could Immigration Prevent Population Decline? The Demographic Prospects of Germany Revisited**

Kann Zuwanderung den Bevölkerungsrückgang in Deutschland beeinflussen? Antworten auf diese Frage sucht der Beitrag, indem er anhand von Projektionen untersucht, wie sich eine deutlich höher als bisher angenommene Zuwanderung nach Deutschland auf die Bevölkerungszahl, die Altersstruktur und die ethnische Zusammensetzung auswirkt. Es wird gezeigt, dass die Bevölkerung in Deutschland bei einer konstanten Zuwanderung von 300.000 Menschen pro Jahr in den nächsten Dekaden nicht signifikant schrumpfen und bis 2050 immer noch bei 80 Millionen Einwohnern liegen wird.

Andererseits wird der starke Anstieg des Altenquotienten, also des Verhältnisses von älteren Nichterwerbstätigen zur Erwerbsbevölkerung, durch zunehmende Migration nur schwach abgemildert. Zudem wird sich die ethnische Zusammensetzung der Gesellschaft in einem stärkeren Maße verändern als die Alterszusammensetzung. So wird der Anteil der Migranten der ersten und zweiten Generation an der Gesamtbevölkerung nach den Projektionen in diesem Szenario auf über 35 % ansteigen. Zählt man die dritte Generation noch hinzu steigt er auf über 40 %.

Übersetzung: Bernhard Gückel, BiB



## Buch im Blickpunkt

### Birgit Mayer-Lewis; Marina Rupp (Hrsg.): Der unerfüllte Kinderwunsch. Interdisziplinäre Perspektiven

Immer mehr Frauen entscheiden sich erst in einem Alter von über 30 Jahren für eine Familiengründung und gegenwärtig ist etwa jede vierte Schwangere mindestens 35 Jahre alt. Die Ursachen für diesen Aufschub der Erstgeburt liegen zum einen in deutlich veränderten gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und zum anderen in partnerschaftsbezogenen Faktoren. Diese Entwicklung hat Folgen, da viele Paare für längere Zeit kinderlos bleiben – ein Teil davon gar dauerhaft. Da die Fruchtbarkeit mit steigendem Alter abnimmt, werden in der Folge reproduktionsmedizinische Angebote zur unterstützenden Empfängnis zunehmend in Anspruch genommen. Diese werfen allerdings neben medizinischen Fragen auch viele familienrechtliche, ethische und psychologische Fragen auf. Vor diesem Hintergrund stellt der Sammelband aus unterschiedlichen wissenschaftlichen Blickwinkeln die Herausforderungen und Perspektiven zum Thema Kinderwunsch dar.

#### Die Perspektive der Reproduktionsmedizin

Eingeleitet wird der Band mit einem Überblick über aktuelle Methoden und Herausforderungen in der Reproduktionsmedizin. **Ralf Dittrich, Laura Lotz, Heike Schneider, Inge Hoffmann** und **Matthias W. Beckmann** zeigen, welche Fortschritte die Reproduktionsmedizin seit der Geburt des ersten Retortenbabys im Jahr 1978 gemacht hat. Immerhin wurden bis 2010 weltweit rund fünf Millionen Kinder nach In-vitro-Fertilisation und Embryonentransfer von Paaren geboren, deren Kinderwunsch ohne diese Optionen kaum erfüllbar gewesen wäre. Trotz aller Erfolge muss aber die Kinderwunschbehandlung weiter optimiert werden mit dem Ziel, die Effizienz der Behandlung zu steigern und diverse Risiken sowie Behandlungskosten zu senken.

**Monika Bals-Pratsch** betrachtet die frauengesundheitlichen Aspekte der Reproduktionsmedizin vor allem im Hinblick auf die medizinische Diagnostik und die Berücksichtigung geschlechtsspezifischer Unterschiede. Sie stellt die These auf, dass die Zunahme der Infertilität in der Bevölkerung auch epigenetisch bedingt ist, da der Grundstein für die Gesundheit einer Frau bereits in der Generation vorher angelegt ist.

**Bernhard Schwindl** richtet in seinem Beitrag den Blick auf die Männer: Da ungewollte Kinderlosigkeit bei in etwa der Hälfte der Fälle auf männliche Fruchtbarkeitsstörungen aus vielfältigen Ursachen zurückzuführen ist, kann die Männerheilkunde (Andrologie) hier einen nicht zu unterschätzenden Beitrag zur Verwirklichung des unerfüllten Kinderwunsches leisten. Dabei wurden bereits viele Erkenntnisse gewonnen, allerdings gibt es noch mehr zu erforschen, etwa auf dem Gebiet der Genetik. Zudem steht auch die Präimplantationsdiagnostik erst am Anfang ihrer Entwicklung. Hier bedarf es Antworten auf Fragen vor allem im Hinblick auf Krankheitsvermeidung mittels Gentechnik oder der Verminderung von Schwangerschaftsabbrüchen aus medi-

zinischer Indikation.

#### Die Kostenfrage: Wer zahlt?

Da Maßnahmen zur Herbeiführung einer Schwangerschaft meist kostspielig sind, spielt auch die Finanzierung durch die Krankenkasse eine wichtige Rolle. **Ulrike Gust** und **Monika Kücking** werfen daher einen Blick auf die Voraussetzungen einer Finanzierung durch die gesetzliche Krankenkasse. Die Krankenkasse übernimmt unter bestimmten gesetzlichen Voraussetzungen 50 % der Kosten für Maßnahmen zur künstlichen Befruchtung bei der versicherten Person. Unter bestimmten Umstän-



Das Buch:  
Birgit Mayer-Lewis; Marina Rupp  
(Hrsg.):  
Der unerfüllte Kinderwunsch.  
Interdisziplinäre Perspektiven  
Verlag Barbara Budrich Opladen  
2015  
ISBN 978-3-8474-0189-6  
ISBN 978-3-8474-0416-3 (eBook)



den bezahlt sie aber auch die vollen Kosten im Rahmen erweiterter Leistungsansprüche.

### Der rechtliche Hintergrund

Welche rechtlichen Herausforderungen bei der Gameten- und Embryonenspende sowie der Leihmutterschaft existieren, beleuchtet **Jens Kersten**. Er weist darauf hin, dass in der Bundesrepublik die Fortpflanzungsmedizin sehr restriktiv geregelt ist. So sind die Samen- und Embryonenspende nur unter engen Voraussetzungen erlaubt; die Eizellspende und die Leihmutterschaft sind gar strikt untersagt. Diese Verbote und Einschränkungen sind aber seiner Ansicht nach mit dem Verfassungsrecht nicht vereinbar. Zudem reflektieren sie nicht den sozialen Wandel in der Entwicklung und Bewertung von Ehe und Partnerschaft sowie in der Familien- und Eltern-Kind-Beziehung. Er plädiert daher für eine Reform des Fortpflanzungsmedizinrechts in Deutschland und damit für eine Zulassung der Gameten- und Embryonenspende sowie der Leihmutterschaft.

Welche rechtlichen Folgen die Verletzung des Verbots der Leihmutterschaft in Österreich und Deutschland hat, untersucht **Marlene Steininger** in einer vergleichenden Perspektive. Sie stellt zunächst die Inhalte der Verbote in beiden Rechtssystemen vor und widmet sich dann den Rechtsfolgen bei einem Verstoß gegen das Leihmutterverbot. Dazu geht sie von der Beauftragung einer ausländischen Leihmutter durch österreichische oder deutsche Wunscheltern aus. Hier kann nämlich sowohl das österreichische als auch das deutsche Recht angewendet werden bzw. das Rechtssystem, in dem die Leihmutter lebt. Es zeigt sich, dass in der Rechtsprechung der Staatsbürgerschaftserwerb des durch die Leihmutter geborenen Kindes große Bedeutung hat.

### Woher komme ich? Die gespaltene Herkunft des Kindes

Die Anwendung der modernen Reproduktionsmedizin führt zu neuen Eltern-Kind-Konstellationen, wobei unterschieden wird zwischen genetischer, biologischer und sozialer Vater- oder Mutterschaft. **Reiner Anselm** analysiert daher das gespaltene Herkunftsrecht des Kindes aus einer güterethischen Perspektive und plädiert dafür, zurückhaltend mit einer umfassenden Aufklärung des Kindes über die Frage „Woher komme ich?“ umzugehen. Es ist in diesem Zusammenhang wichtig, das Gut „Familie“ in die soziale Praxis zu übersetzen, eine für das Kind

erlebte Verlässlichkeit von „Elternschaft“ und „Familie“ zu schaffen und einer Aufklärung über die Herkunft nicht zu große Bedeutung beizumessen.

### Unerfüllter Kinderwunsch bei homosexuellen Partnern

Da mittlerweile auch immer mehr homosexuelle Menschen ihren Kinderwunsch umsetzen möchten, betrachtet der Beitrag von **Pia Bergold, Andrea Buschner** und **Christian Haag** die Entscheidungsprozesse und die damit implizierten Konsequenzen in gleichgeschlechtlichen Partnerschaften. Sie präsentieren dazu empirische Befunde zum Kinderwunsch homosexueller Männer und Frauen, diskutieren Realisierungsalternativen und stellen Möglichkeiten einer kooperativen Elternschaft dar. Zudem beschreiben sie die Entscheidungsprozesse bei der Umsetzung des Kinderwunsches und betonen dessen hohe Komplexität. Schließlich werden von Paaren Optionen in Betracht gezogen, abgewogen und dann Entscheidungen getroffen. Darüber hinaus wird auch deutlich, dass die Zuhilfenahme der Reproduktionsmedizin grundsätzlich für alle Beteiligten eine „Auseinandersetzung mit (hetero-)normativen Familienbildern und Elternschaftskonzepten“ erfordert.

### Die Rolle der Kinderwunschberatung jetzt und in Zukunft

Die vorhandenen Daten zum unerfüllten Kinderwunsch weisen darauf hin, dass eine steigende Zahl von Männern und Frauen von diesem Problem betroffen ist. Dabei kann die Situation für die Betroffenen als stark belastend empfunden werden, zumal auch der Beratungs- und Informationsbedarf hoch ist. **Birgit Mayer-Lewis** präsentiert dazu Ergebnisse der wissenschaftlichen Begleitforschung am Beispiel des SARA-Modellprojekts „Beratung bei Kinderwunsch“ und zeigt zentrale Aspekte im Erleben der Betroffenen sowie wichtige Beratungsthemen auf. Die Ergebnisse belegen, dass nicht nur im Kontext der Familiengründungsphase Belastungen entstehen, sondern auch im weiteren Verlauf des Familienlebens. Deshalb plädiert sie für ein umfassendes Beratungsangebot für die betroffenen Familien, besonders im Hinblick auf die psychosoziale Beratung.

Der Beitrag von **Petra Thorn** greift diese Thematik auf und widmet sich der Zukunft der psychosozialen Kinderwunschberatung im Hinblick auf neue Themenbereiche, Zielgruppen und Formen. Neben neuen Verfahren der Reproduktionsmedizin gerade im fortgeschrittenen Alter



wird es auch neue Gruppen von Ratsuchenden geben, wie zum Beispiel gleichgeschlechtliche Paare, sogenannte Solo-Mütter sowie Transgender-Personen mit Kinderwunsch und Beratungsbedarf. Zudem werden technische Möglichkeiten wie das Internet eine Auswirkung auf die Form der Beratung haben. Für die beteiligten Fachkräfte bedeutet dies eine umfassende Qualifizierung sowie eine Anpassung der Beratungsformen an die jeweiligen Bedarfslagen und modernen technischen Möglichkeiten.

#### Fazit: Zunahme der reproduktionsmedizinischen Möglichkeiten und wachsende Nachfrage

Die Beiträge des Bandes aus unterschiedlichen Disziplinen und Perspektiven lassen erkennen, dass neben den Fortschritten in der Reproduktionsmedizin in Zukunft mit

einer wachsenden Nachfrage nach diesen Möglichkeiten zur Umsetzung des unerfüllten Kinderwunsches gerechnet wird. Da das Alter der Frauen bei der Erstgeburt in den letzten Jahren immer weiter angestiegen ist und der Trend auch künftig anhalten wird, wird vor allem das Angebot an Beratungs- und Betreuungsmöglichkeiten weiter ausgebaut werden müssen. Hinzu kommen die rechtlichen Grundlagen, die gegenwärtig je nach Land noch vollkommen unterschiedlich gehandhabt werden und für die Betroffenen durchaus belastend sein können, zumal teilweise manche Verfahren nur unzureichend bzw. gar nicht geregelt sind.

Bernhard Gückel, BiB

## Kurz vorgestellt

#### Laura Konzelmann, Michael Bergmann, Hans Rattinger: Demographic Change in Germany – its Political Consequences. Nomos Verlag Baden-Baden 2014

Der demografische Wandel hat Deutschland fest im Griff. Die Konsequenzen dieser Entwicklung sind vielfältig und geraten in den letzten Jahren vermehrt in den Blickpunkt gesellschaftspolitischer Debatten und wissenschaftlicher Studien. Dieses Buch beschäftigt sich mit einem Aspekt des demografischen Wandels, der bislang vergleichsweise wenig Aufmerksamkeit erhielt. Seine leitende Fragestellung lautet: Welche Auswirkungen hat die gesellschaftliche Alterung auf die politischen Ein-

stellungen und das politische Verhalten der Bevölkerung in Deutschland?

Unter Verwendung verschiedener Daten und Analysemethoden wird dieser Frage aus mehreren Blickwinkeln mit jeweils unterschiedlichen thematischen Schwerpunkten nachgegangen. Dabei werden auch Projektionen zukünftiger Entwicklungen vorgelegt.



## Impressum



#### Herausgegeben vom Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung – Ausgabe 3/2015 – 36. Jahrgang

Schriftleitung: Prof. Dr. Norbert F. Schneider

Redaktion: Bernhard Gückel

Dienstgebäude: Friedrich-Ebert-Allee 4, 65185 Wiesbaden

Telefon: (0611) 75 22 35

E-Mail: [post@bib.bund.de](mailto:post@bib.bund.de)

Internet: [www.bib-demografie.de](http://www.bib-demografie.de)

ISSN 1869-3458 / URN:urn:nbn:de:bib-bfa0320152

„Bevölkerungsforschung Aktuell“ erscheint alle 2 Monate. Die Publikation kann im Abonnement im PDF-Format bezogen werden. Anmeldungen bitte an [bev-aktuell@bib.bund.de](mailto:bev-aktuell@bib.bund.de). Das Heft finden Sie auch auf der Homepage des BiB ([www.bib-demografie.de](http://www.bib-demografie.de)). Nachdruck mit Quellenangabe gestattet (Bevölkerungsforschung Aktuell 3/2015 des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung). Belegexemplar erbeten.